Nr. 4 — Leipzig, den 26. Januar — 1890

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Glück, Freiheit, Würde — Eine evangelische Missionskirche: 3. Die Missionsmethode — Eugen Deveria: Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs 5. 6 — Die Notwendigkeit eines weltlichen Besitzes für den Papst: 2. Die Beweise aus Natur und Geschichte; 3. Beweis aus der Uebereinstimmung der Völker — Was man vom katholischen Gesellenverein Gutes lernen kann: 3. Kolping, der Gründer des katholischen Gesellenvereins; 4. Schlußwort — Rückkehr zu Schiller. Neue Schillerbiographien — Ein Studentenbesuch bei Hase — Kunst: Der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche; Geschichte der deutschen Kunst — Verschiednes: Gerok †; Die dritte Lesung des Hueneschen Antrags; Einstimmiger Beschluß der hessischen Landessynode; Kultusfreiheit in den deutschen Schutzgebieten — Quittung — Anzeigen.

Glück, Freiheit, Würde

Lukas 4, 16—21

Weltbeglückung, Volksfreiheit, Menschenwürde: das sind nicht bloß hohle Schlagworte, das sind treibende Gedanken unsers Zeitalters. Was aber viele von denen, die in rastlosem Ringen nach diesen Zielen streben, heute nicht erkennen, ist dies: daß, was uns vorschwebt, christliche Ideale sind, die nur auf dem Boden christlicher Lebenserneuerung immer höherer Wirklichkeit entgegenreifen.

Oder ist ein wahreres Glück denkbar als jener Triumph des in Gott ruhenden Gemüts: „Herr, wenn ich nur dich habe, frage ich nichts nach Himmel und Erde, ob mir gleich Leib und Seele verschmachten"? Ist eine herrlichere Freiheit denkbar als jener Sieg über Menschenfurcht und Eigenliebe: „Wer will uns scheiden von der Liebe Christi? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blöße oder Fährlichkeit oder Schwert? in dem allen überwinden wir weit durch den, der uns geliebt hat!"? Ist eine erhabnere Würde denkbar als der Stand eines erlösten Gotteskindes: „Jesus Christus, der Erstgeborne von den Toten, hat uns zu Königen und Priestern gemacht vor Gott, seinem Vater"?

Sehen wir auf einen Luther, dem sein ganzes Leben das Recht zuspricht, singen zu dürfen:

> Nehmen sie den Leib,
> Gut, Ehr, Kind und Weib, —
> Laß fahren dahin,
> Sie habens kein Gewinn;
> Das Reich muß uns doch bleiben!

Wahrlich, ein glücklicher, ein freier, ein adliger Mensch, der in der Gewißheit und Kraft seines Glaubens ein Herr ist aller Dinge!

Christus der Bringer des Glücks. „Der Geist des Herrn ist bei mir, sintemal er mich gesalbt hat, Freudenbotschaft zu verkündigen den Armen." Die Armen, die Besitzlosen sind ja auch die Unglücklichen, die Unfrohen unter den Menschen. Als die Enterbten und Gedrückten fühlen sie sich selbst. Aermer jedoch sind die, welche wohl Geld und Gut, Weib und Kinder, Diener und Freunde haben und dennoch unbefriedigt bleiben, unbefriedigt unter allen Lebensgenüssen, bei Wissenschaft und Bildung, bei Amt und Würden, bei Unternehmungen und Erfolgen; unbefriedigt, weil sie nichts Ewiges kennen und haben, um ihren Geist zu sättigen, weil der Grund und Kern ihres Gemütslebens wüste und leer ist. Die Allerärmsten aber sind die, welche unter der Last und den schlimmen Folgen ihrer Sünde einhergehen, ihrer unbändigen Leidenschaften, die den Fluch der bösen That, fortzeugend immer Böses zu gebären, an sich erfahren müssen. Für alle diese Armen ist Freude zu holen, volle, himmlische Freude bei Jesus Christus. „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid: ich will euch erquicken!" „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist." So geht von ihm aus die große Freudenbotschaft in die Welt. Und was er verkündigt, das giebt er. Denn der Geist Gottes ist auf ihm, der Geist der Kraft, des Lebens; er schöpft in all seinem Reden und Handeln aus der Fülle Gottes, die in ihm ist. Dem blinden Bettler an der Landstraße giebt er das reichste Almosen, das Augenlicht; den sadduzäischen Bildungsphilistern zeigt er mit körnigem Worte die Armseligkeit ihres Aufkläricht, damit ihr verödetes Herz nach Besserm trachte; dem Gichtbrüchigen, der die Malzeichen seines Sündenlebens an seinem siechen Leibe trägt, erteilt er die göttlich wirkungsvolle Lossprechung: „Dir sind deine Sünden vergeben." Und er thuts heute wahrlich nicht minder als vor Zeiten. Der Geist, welcher auf ihm ruht und von ihm ausgeht, ists, der unsre Armenhäuser baut, unsre Arbeiterkolonien errichtet, unsre Gesetze sozialer Hilfsleistung eingiebt. Christus hat die Barmherzigkeit in die Welt gebracht. Dieser Geist reicht im Evangelium jeder wahrheitsdurstigen Seele eine Fülle und eine Tiefe der Weisheit und Offenbarung dar, in der alles bloß menschliche Wissen und Können erst seine Weihe und Verklärung findet, und vor der die besten Geister ehrfurchtsvoll und beseligt in die Kniee gesunken sind. Dieser Geist heilt noch immer die zerstoßnen Herzen mit dem Trostesbalsam:

> Ob bei uns ist der Sünden viel,
> Bei Gott ist viel mehr Gnade;
> Sein Hand zu helfen hat kein Ziel,
> Wie groß auch sei der Schade.

Die Sünde entkräften, tilgen, das heißt die Welt beglücken; das kann und thut Christus allein. Auf anderm Wege, durch einen andern Heiland wirds nie gelingen.

Christus nicht minder der Bringer der Freiheit. „Gott hat mich gesandt, zu predigen den Gefangnen, daß sie los sein sollen, und den Blinden das Gesicht, die Zerschlagnen frei und ledig zu machen." Von geistlicher Blindheit, von sittlicher Gebundenheit, von der Zerschlagenheit des unendlichen Schuldgefühls verstehe ich dies Wort. Bittre Gefangenschaft, über die der Apostel klagt: „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht. Denn das Gute, das ich will, thue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich."

> Wer zerreißt aus eigner Kraft
> Der Gelüste Ketten?

So Fausts fragendes Geständnis. Die ganze Menschheit ist unter dieses Joch geknechtet. Nicht bloß den Säufer oder den Lüstling, nicht bloß den Geizhals oder den Wütrich, — auch den ehrenfesten Mann, auch die tugendhafte Frau drückt irgendwo

und irgendwann die unsichtbare Kette und klirrt einmal und bringt uns unsre Sklaverei zum Bewußtsein. Noch schwerer wird die Gefangenschaft, wenn die Blindheit hinzukommt, die das Elend dieser Gebundenheit nicht sieht: der Leichtsinn, der Gottes Güte für Schwäche nimmt, die Selbstgerechtigkeit, die Gottes Heiligkeit mit Menschenmaß mißt. Wo diese Blindheit zu weichen beginnt, da folgt ihr zunächst der Zustand der Zerschlagenheit, verursacht durch die oft blitzartig aufleuchtende Erkenntnis der Schuld und die unbarmherzig richtende, alles Beschönigen vereitelnde Stimme des erwachten Gewissens. Da fühlt man — und es ist zum Verschmachten — etwas von dem Wehe, das der Heiland litt, als der Welt Sünde auf ihm lag und er von Gott sich verlassen fühlte. „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt." Man denke an Paulus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes!" Man denke an den Klosterbruder Luther und seinen Angstschrei: „Meine Sünde, meine Sünde!" Sie haben beide sich auch der Erlösung rühmen gelernt. Nicht als des Erfolges ihrer eignen Anstrengung in finstrer Selbstquälerei oder in abergläubischem Ablaßerwerb oder in philosophischer Verflüchtigung der Selbstverantwortung. In Christus steht ihre Freiheit und auch unsre. „So euch der Sohn frei macht, so seid ihr recht frei." Er ist der Durchbrecher aller Bande. Der dem blinden Nikodemus die Augen aufthat, da er ihn in das Geheimnis der Wiedergeburt aus Wasser und Geist einwies; der die zerschlagene Sünderin in des Pharisäers Hause frei und ledig gemacht hat mit dem Troste der Vergebung; der die in Satans Banden gefangene Tochter jenes phönizischen Weibes mit gewaltigem Machtworte losgesprochen hat: er heilt — das ist die Erfahrung jedes Christenmenschen — zuerst die geistliche Blindheit, daß es uns wie Schuppen von den Augen fällt und wir unsre Gefahr erkennen; er errettet uns darnach aus der Zerschlagenheit des Schuldgefühls und läßt uns schmecken die Süßigkeit der Gnade Gottes; er erlöst uns endlich aus der sittlichen Gebundenheit, indem er uns eine neue Kraft, ein neues Leben einpflanzt, dessen Ursprung und Ziel Gott selbst ist.

Das ist die Freiheit, die Christus schafft. Nicht eine Freiheit des Ungestörtsündigens, der Zügellosigkeit und Selbstsucht, wie sie zur Zeit von breiten Massen angestrebt wird; aber die wahre Freiheit, die Freiheit der Kinder Gottes.

Christus ist damit zugleich der Bringer, Wiederbringer der Menschenwürde. „Gott hat mich gesandt, zu predigen das angenehme Jahr des Herrn." In und mit ihm ist die Zeit aufgegangen, da es für Gott wieder Menschen des Wohlgefallens giebt, Menschen, die er als Kinder annehmen kann. „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn": so klingts aus der uralten Offenbarung zu uns herab wie festlicher Sphärengesang. Aber der Mensch fiel und entartete, ein verlorner Sohn; das Bild des Schöpfers entwich aus dem erlauchten Geschöpfe; die Sünde prägte ihm ihre häßlichen Male auf; der Herr der Erde ward zum Knechte des Staubes, aus dem Gott ihn gebildet. Da kam Christus, und in ihm ward der Menschheit das verlorne Gottesbild wiedergegeben. Er wurde der zweite Adam, das Haupt einer neuen Menschheit, die, durch ihn entsündigt und begeistet, in seiner Kraft sich reinigt und in sein Bild sich verklären läßt, indem sie ihn aufnimmt, ihn gleichsam in sich aufsaugt mittels des Glaubens. Nun heißts: „Durch seine herrliche Gnade hat Gott uns angenehm gemacht in dem Geliebten, an dem wir haben die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden." Das ist das angenehme Jahr, das er heraufgeführt hat nach Gottes Liebesratschlusse. „Ein Wohlgefalln Gott an uns hat": das ist die echte Menschenwürde. Und niemand sonst verleiht sie; Christus allein hat uns das Recht erworben, Gott Vater zu heißen. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich." „Wer den Sohn nicht hat, der hat auch den Vater nicht." In Christus bin ich ein Gotteskind. — Sollte das nicht in der That auch im neunzehnten Jahrhundert eine höhere Auffassung von Menschenwürde sein als die, welche

sich aus den angeblichen Gesetzen der Vererbung und Zuchtwahl und dergleichen herleitet?

Nun denn: so weiß ich für Reich und Arm, für Hoch und Niedrig, für alles, was mit fleischlichen oder geistlichen Waffen streitet um Weltbeglückung, Volksfreiheit, Menschenwürde keinen andern Weg zur Erreichung dieser idealen Ziele, als die Rückkehr zu Christus, die treufleißige Ausgestaltung des Christentums in uns und um uns.

Epiphanie: „Es ist erschienen die allen Menschen heilsame Gnade Gottes." Lassen wir sie in uns hineinscheinen klar und voll, auf daß sie von uns ausstrahle immer reiner und trübungsloser! Es glänze der Christen inwendiges Leben! Gott wills; Zeit ists; Not thuts. G-S

Eine evangelische Missionskirche

3. Die Missionsmethode

In engem Zusammenhang mit der geschichtlichen Entwicklung, welche die Brüdergemeine zu einer Missionskirche gemacht hat, steht ihre Missionsmethode.

Soweit als möglich sollen nur diejenigen Seiten der brüderischen Missionsthätigkeit, die ihr eigenartig sind, hier berücksichtigt werden. Opferfreudigkeit und geduldiges Ausharren unter den schwierigsten Verhältnissen des Klimas wie der Bevölkerung des zu erobernden heidnischen Landes sind die Zierde aller protestantischen Missionsgesellschaften — die Brüdermission hat vor den andern nur die zeitliche Priorität in der Bewährung dieser missionarischen Haupttugenden voraus.

Eine Eigentümlichkeit der Brüdermission aber tritt uns schon in der Auswahl der Sendboten entgegen. Man verlangt von denen, die den Heiden das Evangelium bringen sollen, in erster Linie sittliche und religiöse Befähigung; ihr Vorhandensein hat man aber niemals nach methodistischen Prinzipien festzustellen gesucht; man ist sich stets bewußt gewesen, daß Gott allein die Herzen der Menschen kennt. Wer nach Gesinnung und Wandel, Alter und sonstiger Befähigung passend erscheint, kann ohne Rücksicht auf seine soziale Stellung berufen werden. Die ersten Missionare waren Laien; auch gegenwärtig sind die meisten ohne theologische Bildung. Es liegt diesem Verfahren keineswegs eine grundsätzliche Abneigung gegen die Verwendung von Theologen für den Missionsdienst zu grunde, sondern die geschichtliche Entwicklung der Brüdermission hat dazu geführt. Das Fehlen geeigneter Theologen nötigte, die Laienbrüder heranzuziehen. Die aus der Missionspraxis sich ergebende Erfahrung, daß der Segen der Missionsarbeit in erster Linie nicht durch geistige Bildung, sondern durch reges religiöses und sittliches Leben vermittelt wird, rechtfertigte dann den Ausweg, für den man sich in der Not entschieden hatte. Daß aber auch bedeutende wissenschaftliche Kräfte thätig gewesen sind, zeigt u. a. der Missionar Jäschke, der sich um die Erforschung der tibetanischen Sprache so große Verdienste erworben hat. Erst seit dem Jahre 1869 hat man eine besondre Missionsschule in Niesky gegründet, die einem Teile der Missionskandidaten eine spezielle Ausbildung für den spätern Beruf gewährt. Der von der Oberbehörde anerkannte Nutzen dieses Instituts — es hat in den zwanzig Jahren seines Bestehens 51 Missionare hervorgebracht — schließt die Verwendung von vollständigen Laien übrigens auch jetzt nicht aus, schränkt sie nur ein. Das Lehrziel der Missionsschule ist niedriger gesteckt als z. B. in der Basler Missionsanstalt. Von einem Unterrichte in der griechischen und hebräischen Sprache hat man grundsätzlich Abstand genommen. Die Berufung eines Missionars von seiten der Unitäts-Aeltesten-Konferenz geschieht immer nur auf Grund eines an diese eingeschickten speziellen, von dem Seelsorger des Kandidaten ausgestellten Zeugnisses. Es steht dann jedem frei, den Antrag anzunehmen oder abzulehnen. Meistens sind die Missionare verheiratet. Die Verehelichung darf, wie bei allen Beamten der Brüdergemeine, aber nur mit Genehmigung der Oberbehörde geschehn. Daß den Missionaren Frauen zugelost

würden, ist ein Mythus.*) Hinsichtlich der äußern, finanziellen Stellung der Missionare ist das frühere System der allgemeinen Haushaltung, nach dem ihnen das Nötige an Nahrung und Kleidung geliefert, aber kein eigentlicher Gehalt ausgezahlt wurde, mehr und mehr in Abnahme gekommen. Gegenwärtig besteht es vollständig nur noch in Grönland. Auf manchen Missionsgebieten wird noch der Lebensunterhalt geliefert, für die Kleidung aber ein Personalfixum gezahlt. Der große gemeinsame Mittagstisch der Missionsgeschwister in der Stadt Paramaribo in Suriname ist beibehalten worden.

Begleiten wir nun den Missionar zu dem Felde seiner Thätigkeit. Als eine Hauptaufgabe wird ihm erscheinen, das Christentum vorzuleben. Es soll die ganze heidnische Umgebung den Eindruck empfangen, wie christlicher Geist gerade das alltägliche Leben durchdringen kann, wie ein christliches Hauswesen ganz eigenartige Kräfte umschließt. Dieses Ziel haben nun freilich alle Missionsgesellschaften, aber der Weg, der dabei eingeschlagen wird, ist verschieden. Die Herrnhutischen Missionare suchen neben der Predigt dadurch zu wirken, daß sie durch eine umfassende Fürsorge für die rein menschlich-natürlichen Bedürfnisse ihrer Pflegebefohlenen Zutrauen gewinnen.

Nicht mit der Bibel allein, sondern auch mit Axt und Pflug, mit Hobel und Mauerkelle sind unsere Brüder, schreibt Eugen Reichel, vorgegangen und haben durch ihrer Hände Arbeit den zivilisatorischen Einfluß des Christentums zur Geltung gebracht und eine jede von ihnen gegründete Missionsstation zu einem Kulturherd für seine Umgebung gemacht.

Die Brüdermissionen tragen daher einen patriarchalischen Charakter. Die Missionsschule giebt übrigens jetzt Gelegenheit, schon vor der Aussendung in verschiednen Zweigen des Handwerks einige Fertigkeit zu erwerben. Goßner hat seinerzeit von seinen Missionaren sogar verlangt, daß sie durch ihrer Hände Arbeit sich unterhielten. Aber dieses Ziel war nicht erreichbar.

Die Frage nach der Eigentümlichkeit der Missionspredigt kann auffallen. Kann man denn in Europa auf anderm Wege das Heil erlangen als in irgend einem fremden Erdteil? Ist es denn möglich, daß die Predigtweise hier eine andre ist als dort? Ist es vollends möglich, daß protestantische Missionsgesellschaften in ihrem Missionszeugnis grundsätzlich abweichen?

Die Missionsmethode der Herrnhuter ist nicht stets gleich gewesen. Die ersten Missionare, die nach St. Thomas und Grönland auszogen, begannen ihre Predigt mit der Lehre von Gott dem Vater, allmächtigem Schöpfer Himmels und der Erden — schrieb nicht der Katechismus diesen Anfang als Ausgangspunkt vor? Aber diese Lehrstücke machten gar keinen Eindruck. Da kamen einst, am 2. Juni 1738, einige Grönländer zufällig in das Haus des Missionars Beck. Gerade mit der Uebersetzung der Evangelien beschäftigt, las er ihnen die Geschichte des Leidens und Todes Jesu vor und ermahnte sie, zu diesem Jesus sich zu bekehren. Diese Erzählung ergriff, und Kajarnak rief: „Sage mir das noch einmal, ich möchte auch gern selig werden.“ Auf Grund dieser Erfahrungen schrieb Zinzendorf in seiner Heidenboten-Instruktion vom Jahre 1740 einen andern Weg vor:

Laßt euch nicht durch die Vernunft blenden, als müßten die Leute in der Ordnung erst an Gott glauben lernen, danach an Jesum. Es ist falsch; denn daß ein Gott sei, ist ihnen offenbar. Vom Sohn müssen sie unterrichtet werden u. s. w.

Man änderte also nunmehr vollständig den Standpunkt. Man ließ das dogmatische System als Vorbild für das Missionszeugnis fallen und stellte als Mittelpunkt der Verkündigung lediglich die religiösen Grundgedanken des Christentums hin, man beschränkte sich auf das Heil in Christo. Diese Wandlung hatte keineswegs bloß formale Bedeutung, sondern bezeichnete geradezu einen Systemwechsel. Sie war, genau angesehn, eine Emanzipation von der kirchlich-dogmatischen Ausprägung der christlichen Grundwahrheiten, setzte also eine Indifferenz gegenüber dieser voraus. Daß die Brüdergemeine diesen Schritt that, war nur möglich, weil sie in der That die den verschiednen protestantischen Partikularkirchen eignen Lehrmeinungen als gleichberechtigte Versuche beurteilte, die Eine Wahrheit zu entfalten. Sie erkannte den mährischen, lutherischen und reformirten „Tropus“ (τρόπος) in ihrer Mitte an, sie sah in jedem dieser „Tropi“ eine nur relativ richtige Reproduktion des Christenglaubens. Eine Kritik dieser Ansicht liegt unsern Zwecken fern. Jedenfalls war es ganz konsequent, wenn die Missionspredigt nun von alledem absah, was nur bei voller Billigung der einen oder der andern Kirche als fundamental gelten kann. Die Predigt in der Heidenwelt wie die in der Heimat ließ also alles eigentümlich Reformirte und alles eigentümlich Lutherische unberücksichtigt. Der Fall ist denkbar, daß jemand dieses Verfahren für eine Denomination der Reformationskirche in Europa als unstatthaft erklärt, weil eine positive Entscheidung für das lutherische oder reformirte Kirchenwesen hier nicht vermieden werden könne und dürfe, aber für die außereuropäischen Länder zugesteht. Man ist vielleicht sogar versucht, zu meinen, daß ein Hinaustragen der Differenzen zwischen Luthertum und reformirtem Protestantismus geradezu verwerflich sei, weil eben diese Differenzen nur für die Bedeutung haben können, deren gesamter Anschauungskreis unter dem fortwirkenden Einfluß der geschichtlichen Entwicklung der evangelischen Kirche steht. Ein Volk, das zum erstenmale mit dem Christentume in Berührung kommt, darf nicht mit extremen Fassungen desselben beglückt werden, welche die gesamte frühere theologische Durchforschung des christlichen Glaubens zur Voraussetzung haben. Kinder werden mit Milch, nicht mit fester Speise genährt.

Da bei diesem ausgesprochen neutralen Charakter der Brüdergemeine eine konfessionelle Richtung der Mission im Prinzip ausgeschlossen war, so sind ihr die schweren Kämpfe erspart geblieben, die z. B. die norddeutsche (Bremer) Missionsgesellschaft hat durchmachen müssen. In der Frage nach der Verpflichtung der Missionare auf ein kirchliches Sonderbekenntnis stehen der Brüdergemeine direkt gegenüber die lutherisch konfessionell gerichteten Gesellschaften, wie die Berliner (1830), die Leipziger (1832), Hermannsburger (1849); es stimmen mit ihr überein die Basler (1822), die Rheinische (1828), die Norddeutsche (1836).

Was bezeichnet die Brüdergemeine als das Ziel ihrer Missionsarbeit? Es handelt sich bei dieser Frage einmal darum, ob dies Einzelbekehrung oder Volksbekehrung ist, sodann darum, welches Verhältnis zwischen den Getauften und der Muttergemeinde angestrebt wird.

Die Brüdermission hat jederzeit auf die Einzelbekehrung hingearbeitet und die Herbeiführung dieser als das ihr eigentümliche Charisma bezeichnet. Wie die Brüdergemeine in der Heimat auf die spezielle Pflege der einzelnen Seelen großes Gewicht legt und vermittelst ihrer ungewöhnlich zahlreichen Geistlichen bei geringer Kopfzahl der Gemeinden einigermaßen durchführen kann, so verfährt sie auch in der Mission. Die Herrnhuter übertrugen also diese Methode ohne weiteres aus den heimischen Verhältnissen. Wer dem Pietismus grundsätzlich feindlich gegenübersteht, wird diese Methode natürlich verwerfen. Bei ihrer Kritik darf aber das nicht übersehen werden, daß nicht nur eigne Gewohnheit und Vorliebe die Missionare veranlaßt hat, sich ihrer zu bedienen, sondern auch der Kulturzustand der Völker, unter denen sie arbeiteten, dazu drängte. Die brüderische Missionsarbeit vollzieht sich unter den elendesten Völkern: an Negern und Hottentotten, an Eskimos und Papuas. Es ist zweifellos ein ganz berechtigtes und mit Freude zu begrüßendes Unternehmen, wenn neuerdings der Allgemeine protestantische Missionsverein speziell den Kulturvölkern sich widmen will. Die bisherige Mission erfährt dadurch eine wertvolle Ergänzung. Andre Völker, andre Methoden. Wie der Missionar Spinner jetzt in Japan verfährt, durften die Herrnhuter nicht verfahren.

*) Im groben Verstande, gewiß. Doch daß Herrnhuterinnen aus freiem Entschluß die Anträge von Missionaren ins Los gegeben und das Ja und Nein, zu dem sie selbst sich nicht durchringen konnten, so unmittelbar vom Herrn erbeten haben, ist bis in die neuste Zeit wiederholt vorgekommen. Es entspricht das nur der herkömmlichen Lospraxis. über die in Nr. 49, Spalte 986, des vorigen Jahrgangs Zuverlässiges mitgeteilt ist. Daß das Los gerade bee den Werbungen von Missionaren, d. i. von Unbekannten um Unbekannte, weniger selten als sonst in Anwendung kommt, liegt in der Natur der Sache. D H

Aus dem Herrnhutischen Prinzip der speziellen Seelenpflege wie aus der geringen geistigen Entwicklung derer, auf die sie sich erstreckte, ergab sich eine dauernde Bevormundung der Bekehrten durch die Missionare, die als entschiedner Mangel zu beurteilen ist, der übrigens auch von der Brüdergemeine selbst offen zugegeben wird. Die Festschrift vom Jahre 1882 (S. 30) gesteht, daß „in ältern Zeiten die systematische Ausbildung Eingeborner zum eigentlichen, vollen Missionsdienst gar nicht erst ins Auge gefaßt und so einer allmählichen Entwicklung der Missionsprovinzen auf das Ziel der Selbständigkeit zu von vornherein ein Riegel vorgeschoben worden ist." Einen ziffermäßigen Ausdruck findet dieser Mangel in der verhältnismäßig geringen Zahl von Nationalgehilfen, welche die Brüdermission sich herangebildet hat. Im vergangenen Jahre belief sich die Zahl sämtlicher im Missionsdienst stehender Brüder und Schwestern auf 343, nämlich 181 Brüder und 162 Schwestern. Darunter befanden sich nur 21 eingeborene Brüder und ebensoviele eingeborene Schwestern. Die Missionsgehilfen, Versammlungshalter und Nationalhelfer aus den Eingebornen männlichen und weiblichen Geschlechts bilden zwar zusammen die stattliche Zahl 1457, aber sind doch nur Hilfskräfte der Missionare. Neuerdings (1876) ist in Westindien — anfangs in Jamaika, jetzt in St. Thomas — ein theologisches Seminar begründet worden, das der Heranbildung eingeborner Geistlichen dient. Zugleich ist auf der letzten Generalsynode (1889) der Beschluß von 1879 erneuert worden, die westindische Missionsprovinz von der allgemeinen Missionsverwaltung allmählich abzulösen. Wird der Plan verwirklicht, dann wird einmal der allgemeine Missionsetat bedeutend entlastet und es werden für die Inangriffnahme neuer Gebiete Mittel verfügbar, es wird dann weiter die etwa 38000 bekehrte Heiden umfassende westindische Kirche wirklich den Charakter einer einheimischen Kirche annehmen, die nicht nur finanziell für ihren Bestand zu sorgen haben wird, sondern auch die Pflicht, ihre Prediger selbst heranzubilden. Es würde damit die bereits von der Generalsynode 1879 (§ 88, b) gestellte Aufgabe, „daß die geförderten Christengemeinden mehr und mehr dahin gebracht werden, daß sie die Hilfe des Missionars nicht mehr bedürfen, sondern ihre eignen kirchlichen Angelegenheiten als ein Christenvolk selbständig zu leiten lernen", auf einem bedeutsamen Felde erfüllt werden. Auf allen Gebieten wird freilich eine solche Selbständigstellung der eingebornen Christen nicht möglich sein. Die Eskimos und die Surinameneger z. B. werden, nach dem Urteile Warnecks, wohl stets der europäischen Oberleitung bedürftig bleiben.

Aus der nicht konfessionellen Haltung der Brüdergemeine und ihrem Streben, dem gesamten Protestantismus zu dienen, wo es ihr beschieden ist, folgt übrigens, daß sie durch ihre Missionsarbeit nicht Proselyten für die Brüdergemeine werben will. Doch wird gerade durch die Art der Mission, durch die ganz ins Einzelne gehende Ueberwachung und Leitung die spezifisch Herrnhutische Form des Gemeinschaftslebens sich wohl auch in den Missionsgemeinden eingebürgert haben. Aber wenn dies auch geschehen ist — in welchem Umfange, läßt sich aus der Ferne nicht feststellen — jedenfalls ist es nicht das Ziel, das man erstrebt.

Zur Ergänzung des über die Missionsmethode im Allgemeinen Gesagten mögen nun noch einige spezielle Anweisungen folgen, welche die schon mehrfach erwähnte vorletzte Generalsynode von 1879 — die Beschlüsse der letzten von 1889 sind noch nicht im Druck erschienen — erteilt hat. Predigten, Bibelstunden, Gebetsversammlungen, Hausandachten sollen von allen evangelischen Missionaren gehalten werden. Auf eine Eigentümlichkeit stoßen wir, wenn wir (§ 91 a) das regelmäßige „Sprechen" der Gemeindeglieder empfohlen finden. Diese seit Zinzendorf bestehende Einrichtung besagt, daß sämtliche Gemeindeglieder nach einem regelmäßigen Turnus einzeln vor dem Prediger zu erscheinen haben, der über ihr religiöses Leben sich in geeigneter Weise mit ihnen unterhält. Betreffs der Kindertaufen besteht der Grundsatz (§ 92 b), daß nur dann Kinder getauft werden, wenn eine christliche Erziehung vorausgesetzt werden darf, daher nur dann, wenn beide Eltern oder doch der eine Teil der christlichen Kirche angehört. Kinder über fünf Jahre werden erst nach vollendetem zwölften Jahre als Erwachsene getauft, es sei denn, daß sie schon früher ein herzliches Verlangen nach der heiligen Taufe aussprechen und zugleich Spuren von einem besondern Gnadenwerk des Geistes Gottes an ihren Herzen wahrzunehmen sind. Die Frage, ob Polygamisten getauft werden dürfen, wurde von der Synode (§ 92 c) dahin entschieden, daß zwar diese heidnische Sitten bekämpft werden müssen und das Eingehen eines solches Verhältnisses einem Christen keineswegs gestattet werden dürfe, aber es könne Fälle geben, in denen es zu noch schwererer Versündigung führen würde, wenn man einen Heiden nötigen wollte, vor seiner Taufe seine Frauen bis auf eine zu entlassen; in solchen Ausnahmefällen, die in der Missionskonferenz der betreffenden Provinz zu beraten sind, darf die Taufe an Polygamisten erteilt werden. Einen wesentlichen Teil der speziellen Seelsorge an den Einzelnen bildet die Kirchenzucht (§ 95). Für ihre Anwendung wird der wichtige Grundsatz aufgestellt, daß die Ausgeschlossenen immer als Glieder der Gemeinde zu betrachten sind. Nur wenn sie jahrelang in Sünden verharren, sich gänzlich zurückziehen und unzugänglich erweisen, werden sie von den Listen gestrichen.

Die Verwendung von Sorgfalt auf das Schulwesen (§ 96) ist Gottlob im Kreise protestantischer Missionsgesellschaften etwas Selbstverständliches. Dasselbe gilt von dem Grundsatze, das Evangelium in der Landessprache zu verkündigen. Hervorzuheben dürfte sein, daß den Eingebornen, abgesehn von der Bibel auch Gesangbücher und Schriften christlichen Inhalts in der eignen Sprache dargeboten werden. Solche Uebersetzungen liegen vor in der grönländischen, eskimoischen, negerenglischen, holländischen, kafferischen, tibetanischen und Moskitosprache.

C M

Eugen Deveria

Ein Lebensbild aus der protestantischen Kirche Frankreichs

5

In Holland wohnte ihm eine liebenswürdige, hochherzige Gönnerin. Dorthin zog es ihn mit Macht. Hoffte er doch zugleich, in der Heimat eines Rubens Anregung und Gelegenheit zu finden, seiner Kunst aufs neue mit Begeisterung und Erfolg leben zu können. Er mußte ja und wollte so gern verdienen, um einst seine Tochter nicht arm, nicht mit Schulden beladen zurücklassen zu müssen. Er verläßt Pau im Mai 1849 mit einem Herzen voll Furcht und Hoffnung. Rotterdam zuerst, dann Haag entzückt seine Künstlerseele. Er besucht die Museen und begeistert sich an den Bildern der alten Meister. Um sich bekannt zu machen und daraufhin Aufträge erwarten zu können, malt er wie daheim Aquarellen und Genrebilder, die sich leicht bei Liebhabern unterbringen lassen. Indessen, die erwarteten größern Aufträge kommen nicht. Mit Traurigkeit denkt er an die Lieben daheim. Die aber scheinen ihn fast vergessen zu haben. Er weiß, daß sie so gern und viel an Freundinnen zu schreiben pflegen — ihm schreiben sie nicht. Nur dann und wann gesandte Zeitungen geben von der Heimat spärliche Kunde. Er möchte bitter werden im aufwallenden Schmerz. Aber er bezwingt sich:

> Après tout je suis pour elles, et non pas elles pour moi. . . . Wir plaudern zu Haus niemals zusammen — was Wunder, daß die armen Kinder dem nichts zu schreiben haben, den sie als einen so wenig liebenswerten Beschützer ansehen. . . . Et pourtant je les aime et pourtant je pleure en pensant à cette etrange position.

Es ist ihm, als solle er dafür bestraft werden, daß er einst seiner Mutter oft kein guter Sohn gewesen. „Es ist nur gerecht, daß mich der Herr in meinen Kindern straft." Er meint, für seine Brüder würde es eine Lust sein, zu sehen, wieviel Leid er davon habe, das Heil in Christo gefunden zu haben, das ihm doch eigner Aussage nach eitel Freude bringen sollte. Und doch ist und bleibt er im tiefsten Innern froh und glücklich um dieses seines Glaubens willen.

Durch Vermittlung seiner Gönnerin wird ihm der sehnsüchtig erhoffte Auftrag zu teil, die holländische Königin malen zu dürfen. Mit welchem Eifer geht er ans große Werk! Aber o weh, die Königin gewährt ihm keine genügenden Sitzungen, sie hält die Augen beständig auf das Buch gesenkt, in dem sie liest — da ists kein Wunder, daß das Bild nicht geraten will. Hat er doch nie das Schmeicheln verstanden, sondern immer mit unbarmherzigem Auge gesehen, mit unerbittlicher Hand den Pinsel geführt. Wie er nun vollends sich erdreistet, ein Mal, welches die Königin am Kinn trägt, auf dem Bilde mit abzumalen, da tönt von den Lippen der königlichen Frau ein hartes „Shocking!" und der Befehl, sie weniger alt zu malen! Da war wieder ein Traum des armen Künstlers dahin. Geld gabs zudem keins vom Hofe, und er brauchte es so nötig. Den Orden, den man ihm sandte, bedurfte er dagegen nicht — war er doch von Herzen Republikaner. Schließlich hat die liebenswürdige Gönnerin ihm Geld auf zarte Weise zu verschaffen gewußt. Aber wie schmerzlich bewegt das alles den feinsinnigen, gebeugten Maler! Große Hoffnungen weniger, große Enttäuschungen mehr im Herzen verläßt er Holland.

Einen Aufenthalt, der sich über Jahre hinzieht, nimmt Eugen Deveria hierauf in Schottland. Unter den Puritanern dort hofft er zu finden, was er für sein äußeres und inneres Leben sucht. Vieles fand er doch auch hier nicht. Auch das überstrenge protestantische Wesen sagte ihm nicht immer zu. Freilich fiel es ihm als echtem Franzosen auch nicht ein, die Sprache des Landes zu lernen, in dem er so lange lebte. Da war es wohl kein Wunder, wenn er sich dauernd fremd fühlte. Zu arbeiten fand er viel, namentlich seine Bildnisse waren hier begehrt. Vor allem fand er eins in dieser Ferne, was er zu Hause nicht errungen hatte: das Herz seiner Tochter Marie. Da hat die Entfernung doch gute Frucht getragen. Ein Briefwechsel begann, zuerst spärlich, dann rege und reger. Wie ging darüber dem Vater das Herz auf! Er führte sie in die Herrlichkeit des Evangeliums ein, er öffnete ihr das Verständnis der Schrift, er bekämpfte mit Eifer und Milde katholische Irrtümer. Gab er ihr erst nur leise Anleitung, wie sie mit ihren religiösen Ideen in reger Beziehung und teilweiser Uebereinstimmung mit ihm, dem „armen Ketzer," bleiben könnte, so vermochte er doch bald tiefer und tiefer in die Fragen des Glaubens einzudringen, und eine schöne, traute Liebesgemeinschaft zwischen ihm und der geliebten Marie war endlich der Lohn für seine Vatertreue, die Frucht seines Gebetes.

Nachdem Deveria in Schottland einen heftigen Krankheitsanfall glücklich überstanden hatte, kehrte er im Juni 1851 nach Pau zurück. Schon im Herbst desselben Jahres reiste er wieder nach Edinburg; dieses mal nicht allein; seine Tochter begleitete ihn. Und was bisher brieflich von ihnen angebahnt worden war, das entwickelt sich nun im persönlichen Verkehr zur schönsten Blüte, jene holde Gemeinsamkeit des Empfindens zwischen Vater und Tochter, jener innige Austausch von herzlicher Liebe, die wie eine Himmelsgabe dem liebedurstigen Herzen des glückarmen Malers zu teil ward. Er lebte in dieser neuen Liebe auf, und so sehr füllte sie ihm das Leben aus, daß er von dieser Zeit an durch Jahre hindurch unterließ, ein Tagebuch zu führen. Er hatte ja die vertraute Tochter, der er sein Herz ausschüttete.

6

Im Herbst 1854 kehrte Deveria endgiltig nach Pau zurück. Er kam in mancher Beziehung ein andrer heim, als er ausgezogen war. Er war religiös weitherziger geworden, hielt sich von der strengen Sekte mehr zurück und fand die Stärkung seines Glaubens mehr als je in der heiligen Schrift selbst. Gewisse einseitige Ecken und Kanten an seinem religiösen Wesen waren abgeschliffen worden, er war ein evangelischer Christ im Vollsinn des Wortes geworden.

War er in dieser Beziehung reicher geworden, in andrer war er mehr verarmt als je.

Die Hoffnung, seinen Künstlerruhm und den Beifall des französischen Publikums zurück zu gewinnen, war fast ganz dahin. Die Erfolge, die er in Schottland gehabt, hatten nicht viel von sich reden gemacht, er kehrte heim, ein vergessner Mann. So

begann er denn sein armes Tagelöhnerleben von neuem. Zeit seines Lebens ist er in Pau geblieben, allgemein hochgeachtet und gern gesehn. In seiner äußern Erscheinung wie einst als Jüngling etwas auffallend: mit langem Haar und wallendem Barte, auf dem Haupte einen breitkrempigen Schlapphut, um die Schultern den faltigen Mantel. Er hat später bedauert, eine Tracht angenommen zu haben, welche die Aufmerksamkeit so auf sich zog, und hat einmal versucht, sich wie andre Menschen zu kleiden; aber die alte Tracht war so mit ihm eins geworden, daß er im modernen Anzug hundertmal fremder aussah und bald wieder zur alten Gewohnheit zurückkehrte. Wochentags sammelte er in seinem Atelier eine jugendliche Schar um sich, die an ihrem Meister mit glühender Verehrung hing. Sonntags lehrte er in herzlicher Einfalt die Kleinen den Heiland lieben, und warm schlugen die Herzen dem treuen Kinderfreunde entgegen. Es war kein finstrer und mürrischer Mann, wie man denken könnte, so schwer er auch an der Last seiner Leiden trug und so tief er den heiligen Geheimnissen nachgrübelte, sondern ein frischer und lebhafter Charakter, der gern heiter plauderte und von Herzen fröhlich zu lachen verstand. Nie hat jemand in seiner Nähe Langeweile empfunden, immer sprühte er von Leben und Anregung, und seine große treue Liebe offenbarte sich ausnahmslos jedem gegenüber in reichem Maße. Seine Frömmigkeit, nicht steif und lehrhaft, erleuchtete und erwärmte alles um ihn herum. In seinem Herzen herrschte Friede, und dieser Friede breitete sich über alle aus, die ihm nahe kamen. Weniger geschätzt blieb seine Frau. Frühzeitig gealtert und verfallen, machte sich der Altersunterschied häßlich geltend. Man hielt die träge stille Frau eher für die Mutter, als für die Gattin des thätigen, lebensprühenden Mannes. Es blieb für ihn ein hartes Geschick, für sein Leben an diese Frau gebunden zu sein. Aber er trug die schwere Last still und ohne zu murren. Sein Märtyrertum lassen die Tagebuchblätter nur ahnen. Er wußte zu verstehn und zu verzeihen.

Es kam eine Stunde, wo der Christenglaube des frommen Malers hart geprüft wurde. Er war mit seiner Tochter Marie nach Avignon gereist, nicht um dort zu beendigen, aber um wiederherzustellen, was er sechzehn Jahre früher dort verlassen hatte. Er verlebte traute Wochen, allein mit der geliebten Tochter. Aber auf Wunsch der ungeduldigen und eifersüchtigen Mutter mußte er Marie endlich heimschicken. Unterwegs, auf langer beschwerlicher Reise bei häßlichem Herbstwetter, erkrankte sie schwer. Kaum heimgekehrt erlag sie dem Tode. Man hätte den Vater rechtzeitig durch den Telegraphen heimrufen können, aber Marie war, im Herzen durch des Vaters Liebe wohl protestantisch geworden, als Katholikin gestorben. So frug man die Freunde des Vaters nicht um Rat, und ehe der Arme auf den langsamen Brief hin die Heimreise vollenden konnte, war die Leiche der Geliebten zur Erde bestattet. Sein Schmerz war grenzenlos tief, sein Herz im Mittelpunkte getroffen, sein Leben gebrochen. Er hat den Tod der Teuern nie überwinden können. Es bedurfte der ganzen Kraft und Innigkeit seines Glaubens, um dieses Kreuz geduldig zu tragen. Er hat es getragen, und ergreifend klingen all die wohltönenden, tiefempfundnen Verse, in denen er seinen tiefen Schmerz sich aus dem Herzen gesungen hat.

Zwei Monate verbrachte er in dem einsam gewordnen Heim, dann zog er (Februar 1857) nach Avignon zurück, um dort die Arbeit zu vollenden. Dort traf ihn nach wenigen Monaten ein neuer harter Schlag. Im Dezember desselben Jahres rief ihn seine Schwägerin an das Sterbebett seines Bruders Achilles. Aber auch hier kam er zu spät, zu spät, um das letzte Lebewohl und die Verzeihung dessen zu erhalten, der sich gegen ihn so unbeugsam gezeigt hatte. Ein neuer gewaltiger Schmerz!

In den Tagen, da er Mariens Grab gefunden, begann Deveria wieder sein Tagebuch. Die kurze Glückszeit seines Lebens war vorüber.

R B

Die Notwendigkeit eines weltlichen Besitzes für den Papst

Aber der Jesuit bringt

2. Die Beweise aus Natur und Geschichte

Weil Zweck der Kirche ist, die Menschen dem ewigen Ziele zuzuführen, so umfaßt sie das jenseitige und diesseitige Leben der Menschen. Sie muß also das Recht besitzen, den Weg zu diesem Ziele zweckentsprechend zu regeln. Und sie hat dieses Recht, und zwar sie allein. Sie kann hierbei nie und nimmer einer rechtlichen Beeinflussung von seiten irgend einer Gewalt unterstehn. Der Staat muß ihr also schlechthin untergeordnet sein. Der Zweck der Kirche ist der höchste und letzte, also ist auch ihre Stellung als Gesellschaft einfach die höchste. Die Kirche allein aber hat auch ein Urteil darüber, „inwieweit die zeitlichen und irdischen Angelegenheiten, über die der Staat gesetzt ist, für ihren überirdischen Zweck notwendig und nützlich sind; sie hat somit auch das Recht, hierüber Bestimmungen zu treffen, an die der Staat sich zu halten hat." Sie hat also eine Gewalt. Gewalt kann man aber nicht ausüben ohne Macht, die Kirche muß also eine direkte Macht über Irdisches haben; sie muß unabhängig von jeder irdischen Gewalt sein, nicht einmal den staatlichen, vermögens- und steuerrechtlichen Bestimmungen kann sie unterworfen sein. Ihr Recht auf Besitz und Vermögen ist ein göttliches Recht, wie schon oben aus der heiligen Schrift bewiesen wurde. Ist aber die Kirche unabhängig, so ist es auch ihr Herrscher, der Papst; braucht die Kirche eine weltliche Macht, so braucht sie auch der Papst:

> Ein unabhängiges Reich und ein unabhängiger Herrscher ist ein Unding. Papst und Unterthan sind unvereinbare, wesentlich sich ausschließende Begriffe.

Der geneigte Leser lese die vorstehende Beweisführung noch einmal. Sie steht auf ebenso schwachen Füßen, wie die zwei gleich darauffolgenden Behauptungen: die Göttlichkeit des Papsttums und der Kirche werde dadurch bewiesen, daß sie gewachsen und erstarkt seien, ohne irdische Macht- und Hilfsmittel (Wozu wird dann die Notwendigkeit dieser irdischen Macht bewiesen? Zudem ist der Satz nicht wahr!), und die andre Behauptung: der Papst sei unabhängig gewesen, so lange er den Kirchenstaat besaß. Das ist geschichtlich so wenig richtig, daß selbst der Jesuit einige Zeilen nachher von denjenigen Perioden der Geschichte reden muß, in denen der Papst diese Unabhängigkeit nicht besaß!

Also der Papst kann nicht Unterthan sein. Zugegeben! Wann aber, fragen wir, ist er es am meisten gewesen? Als er den Kirchenstaat besaß. Man denke nur an die Zeiten des wahrhaftig gut katholischen, aber sehr wenig päpstlichen Kaisers Karl V. und an sein Verhältnis zu Klemens VII.! Ja, wie oft war der Papst unfrei in seinen Entschließungen, meistens freilich durch eigne Schuld. Und wie frei ist er jetzt, abgesehn natürlich von dem jesuitischen Zwange, der auf ihm liegt! Papst und Beherrscher der katholischen Christenheit war er aber immer.

Alle Ausführungen des Jesuiten über die Unmöglichkeit, daß der Papst Unterthan irgend einer Regierung sei, besagen nicht das Geringste für die Notwendigkeit einer weltlichen Herrschaft und des Besitzes des Kirchenstaats. Und sehr berechtigt ist die Frage, die der Jesuit aufwirft: Bedurfte er dieses Besitzes und bedarf er seiner auch jetzt noch? Alle geschichtlichen Beweise deshalb, die dafür beigebracht werden, daß der Papst nie Unterthan gewesen sei, können wir ruhig übergehn, zumal sie mit der geschichtlichen Wahrheit teilweise auf gespanntem Fuße stehn. Zum Beispiel die, daß der Papst dem Kaiser Karl dem Großen als ein Vater gegolten habe, mit allen Rechten des Vaters. Umgekehrt wäre es geschichtlich richtiger, mag sich auch Karl der Große höflich seinen Sohn genannt haben. Wenn ein Papst einem Kaiser nach der Wahl die Schlüssel zur Bestätigung schickt, so deutet dies nicht gerade darauf hin, daß er dessen Vater sei. Und wenn man wie Karl V. den Papst bekriegt, in der Engelsburg einschließen läßt, ja geradezu die Absicht hat, Luther und die Reformation gegen ihn auszuspielen, wenn man, wie Herzog Alba sich ausdrückte, diesem einfältigen, franzosenfreundlichen Papste mit Zwangsmitteln kommen mußte, so ist das auch nicht eben Sohnesart. Und so könnte man aus der Geschichte des Papsttums die Beispiele häufen. Zu den geschichtlichen Ungeheuerlichkeiten rechnen wir ferner das große Wort: „Keinen Zoll breit Land suchten sie dem hinzuzufügen, was Gottes Vorsehung ihnen überwiesen hatte," angesichts der Thatsache, daß ganze päpstliche Regierungen mit nichts anderm sich beschäftigten, als mit Vergrößerung des Kirchenstaats. Hochtönende, aber hohle Redensart ist es weiter, zu sagen:

> Die Gesamtgeschichte dieser päpstlichen Weltbeherrscher ist eine Geschichte des Segens für die Menschheit, des lautersten Strebens, Glück und Friede, Gesittung und Wohlfahrt unter den Nationen zu fördern.

Sagt die Geschichte auch ein wenig anders — was thuts! Leo XIII. hat so gesagt, also muß es wohl wahr sein!

Aber freilich, ist der Papst nicht Unterthan, so ist er, sagt der Jesuit, ein Souverän, und fügt dem bei, ein geborner Souverän. Und nun ist wieder bewiesen, worauf es ankam: ein Souverän muß einen Staat haben, also braucht der Papst den Kirchenstaat. Denn ein weltlicher Besitz „sichert die Unabhängigkeit des Papstes in hervorragender Weise. Das liegt auf der Hand."

Mit Verlaub, das liegt nicht auf der Hand! Eher, wie die Geschichte lehrt, das Gegenteil! Denn es ist eine reine, durch nichts bewiesene Einbildung, daß der Papst als Herr des Kirchenstaats freier gewesen sei, als seit er diesen nicht mehr hat. Im Sinne des Jesuiten ist er erst dann wahrhaft frei, wenn er der unumschränkte Herr über alle Länder der Erde ist. Ist doch dem Jesuiten gelegentlich des Aufenthalts der Päpste in Avignon, also auf eignem Gebiet, das Wort entschlüpft:

> Aber dieses Gebiet war eben so klein und der es umschließende Nachbar so groß, daß sein mächtiger Einfluß die winzigen Schranken des Territoriums durchbrach nnd den Papst fast in seine Dienste brachte.

Genau das war dutzendmal in Italien der Fall, als das Haus Habsburg den Kirchenstaat von Norden und Süden umklammerte; das wäre heute so, wenn mitten in dem geeinten Italien der Kirchenstaat wieder hergestellt würde. Volle Souveränität in dem Sinne der Jesuiten hätte der Papst erst dann, wenn es außer seinem Staate keinen Staat mehr gäbe. Selbst wenn er der Herrscher über ganz Deutschland, ja über ganz Europa wäre, könnten die Nachbarn im Osten und Westen die Schranken seines Territoriums durchbrechen. Und auch der größte Ländérbesitz würde, wie die Geschichte des Kirchenstaates zeigt, die Selbständigkeit dieses Kirchenstaates nicht gewährleisten.

Denn die Mißwirtschaft der Päpste, namentlich auf finanziellem Gebiete, hat fast zu allen Zeiten den Kirchenstaat viel, viel schwächer gemacht, als er seiner Quadratmeilen- und Einwohnerzahl nach hätte sein können.

Und wenn der Jesuit klagt, daß der Papst ohne Kirchenstaat die Postsachen „durch die Hände fremder Diener" bekomme, so kann man sich eines Lächelns nicht erwehren. Wann wäre das nicht der Fall, außer wenn die ganze Erde ihm gehörte! Uebrigens hat die königlich italienische Post und Eisenbahn die ungezählten Millionen, welche die dem Papst Leo XIII. gespendeten Jubiläumsgaben repräsentirten, alle fein säuberlich im Vatikan abgeliefert!

Das, worauf von jeher die Regierung des Kirchenstaats angelegt war, nämlich Geld zu machen, spielt freilich auch bei dem Jesuiten eine Rolle, was er halb verschämt zugiebt, wenn er als Beweis für die Notwendigkeit des Kirchenstaates „reichlich und sicher fließende Geldmittel" anführt, die allein durch einen staatlichen Besitz gewährleistet seien. Der kleine Kirchenstaat, meint er richtig, habe mit seinen Einkünften nicht immer genügt — also muß der Papst einen größern Staat haben, ist die freilich noch uneingestandene Forderung. Statt dessen macht der Jesuit die wiederum von der Hofhaltung, der Nepotenwirtschaft und der Prunksucht Dutzender von Päpsten Lügen gestrafte Bemerkung, daß der Papst als weltlicher Fürst für eigne Hofhaltung nur wenig, für weltliche Feste und prunkvolle Schaustellungen nichts bedürfe. Und welche Unsummen sind hierfür von einzelnen Päpsten verschwendet worden!

Da der geschichtliche Beweis doch nicht ganz ausreicht, so bringt der Jesuit letztlich und drittens den

3. Beweis aus der Uebereinstimmung der Völker

Selbstverständlich prangen hier wieder so und so viele Protestanten und zweifelhafte Katholiken mit seitenlangen Zitaten. Wir nehmen seit Janssen ein für allemal von solchen Zitaten keinerlei Notiz, ehe wir sie bei dem betreffenden Schriftsteller nicht selbst nachgeschlagen und auf ihre Richtigkeit und ihren Zusammenhang untersucht haben. Die ultramontane Schriftstellerei hat sich in diesem Stück vollständig um die Glaubwürdigkeit gebracht. Und selbst wenn solche Zitate von Protestanten einmal ausnahmsweise richtig sind und im Zusammenhang wirklich den Sinn geben, den sie in der ultramontanen Darstellung haben sollen, so giebt es in der Regel bei denselben Protestanten ebensoviele Stellen, die sehr wenig zu Gunsten der Römischen sprechen. So bei dem hier angeführten Guizot und Friedrich dem Großen. Ebensowenig imponiren uns Thiers, Kardinal Manning und Lord Ellenborough. Deren Zeugnis stehen hundert andre gegenüber.

Geradezu drollig aber ist der Beweis aus den Aussprüchen der Päpste selbst und aus den Kundgebungen von Bischöfen, Priestern und Laien, „mit denen man Bände anfüllen könnte.“ Schwerlich wird man mit diesen Bänden die Völker bekehren. Das sagt denn auch ein ultramontanes Blatt, das die Artikel der Stimmen aus Maria-Laach ausschlachtet, mit wünschenswertester Deutlichkeit, indem es bemerkt:

Die Proteste haben keinen praktischen Wert, so lange nicht eine Großmacht oder einige hunderttausend Soldaten hinter ihnen stehen.

Hübsch ausgeplaudert! Die Großmacht ist jedenfalls keine vom Dreibund. Also etwa Frankreich im Bunde mit dem schismatischen Rußland? Kein Wunder, wenn der „Friedenspapst“ alles daran setzt, den Dreibund zu sprengen, um den Protesten mit einer Großmacht und mit einigen hunderttausend Soldaten Nachdruck zu geben!

Uebrigens haben wir am Anfang unsers Artikels gezeigt, wie diese Kundgebungen künstlich gemacht werden. Die Thoren waren selbstverständlich die Päpste nie, solange sie den Kirchenstaat besaßen, sich ihn selbst abzuerkennen: die von Gott geleitete Geschichte hat ihnen denselben mit Fug und Recht aberkannt. Und ebensowenig ist Aussicht, daß die Päpste jemals das Recht auf einen weltlichen Besitz aufgeben werden, selbst wenn sie sich ohne ihn ganz wohl befinden. Denn wann hat je das Papsttum ein Recht aufgegeben!

Also der Papst ist hier lediglich Partei, darum sein Wort ohne Gewicht. Und es ist wieder nichts als Redensart, wenn der Jesuit das Gegenteil versichert, indem er sagt:

Daß es Päpste sind, welche so sprechen, schwächt die Kraft ihrer Worte in keiner Weise. Auch abgesehn von der Stellung, welche der Papst uns Katholiken gegenüber als Haupt der Kirche einnimmt, muß jeder Vernünftige gestehn, daß gerade in dieser Frage sein Wort das meiste Gewicht hat. Denn was für die päpstliche Freiheit nützlich und nötig ist, muß doch derjenige am besten wissen, welchem der Besitz dieser Freiheit zukommt. Wenn man dieses Selbstzeugnis zurückzuführen sucht auf Herrschergelüste oder dergleichen, so sind solche Verdächtigungen leere Redensarten, aller und jeder Grundlage gänzlich bar.

Das sind, wie die Geschichte zeigt, eben nicht Verdächtigungen und leere Redensarten. Und wenn der Jesuit fortfährt:

Den Kampf für die Bewahrung seiner weltlichen Macht, für die Erhaltung des kleinen Kirchenstaats dem Ehrgeiz zuzuschreiben, ist eine so thörichte Beschuldigung, daß nur blinde Leidenschaft sie erheben kann —

so ist das geschichtlich wiederum falsch. Denn in der That ist bei sehr vielen Päpsten lediglich der Ehrgeiz die Triebfeder gewesen, wie der Jesuit wohl weiß, wenn er die Geschichte des Papsttums kennt.

Also die Aussprüche der Päpste und die von ihnen bestellten Kundgebungen können wir ruhig beiseite lassen; sie beweisen für uns lediglich nichts. Das ist auch dem Jesuiten nicht entgangen. Er weiß aber dieses Hindernis, nämlich einer katholischen und einer nichtkatholischen Logik und deren Beweiskraft mit Gewandtheit zu beseitigen, indem er sagt:

Die Anerkennung der Göttlichkeit des Papsttums ist eine ausschließlich katholische Auffassung; Millionen und Millionen teilen sie nicht. Leider. Doch an der Richtigkeit dieser Auffassung ändert dies nichts.

Und an einem andern Orte spricht er das sehr bemerkenswerte Wort:

Ein Katholik, ein Unterthan des Papstes, ist immer und überall wesentlich ein andrer Staatsbürger als ein Heide oder Muhammedaner. Ein Katholik, ein Unterthan des Papstes, ist gegebnenfalls auch ein andrer Staatsbürger als ein Protestant oder jeder andre Christ, der nicht im Papst sein Oberhaupt erblickt;

denn der Unterthan des Papstes unterwirft sich nicht seiner irdischen Obrigkeit, er leistet ihr unbeugsamen Widerstand, sobald sein Souverän im Auslande es so befiehlt.

Daß hier eine riesige Gefahr für die Völker liegt, blieb dem Jesuiten nicht verborgen. Aber er weiß wiederum mit Gewandtheit um dieses Zugeständnis herumzukommen, indem er schreibt:

Unbequem mag diese Thatsache erscheinen; sie mag dem Nichtkatholiken, dem Ungläubigen als gefahrbringend und verderblich sich darstellen, aber sie besteht groß und mächtig wie keine zweite, und es muß mit ihr gerechnet werden. Aus der Welt schaffen läßt sie sich auch nicht.

Also die nach dem Urteil von Millionen und Millionen nichtkatholischer Menschen „gefahrbringende und verderbliche Thatsache,“ daß ein auswärtiger Souverän in das Staatsleben eines Volkes hineinregieren kann, besteht. Und nun sollen diese Millionen nicht alles daran setzen, sie zu beseitigen! Nun sollen insbesondre Staaten, in denen diese nichtkatholischen Millionen weitaus die Mehrheit bilden, mit den durch nichts begründeten Ansprüchen der Minderheit einfach rechnen, statt ihre wohlbegründete Ansicht von der gefahrbringenden und verderblichen Thatsache auch staatlich zur Geltung zu bringen!

Man sieht, wie weit heutzutage schon die Forderungen der Römischen gehen. Man erinnert uns von jener Seite so oft daran, daß die Unterthanen des Papstes die Minderheit in Deutschland sind. Wenn man aber fortwährend mit 200 bis 300 Millionen Katholiken **droht**, so werden wir uns eines Tages auch erinnern, daß wir die Mehrheit sind. Inzwischen werden wir alles thun, um der Mehrheit die Augen zu öffnen über die „gefahrbringende und verderbliche Thatsache“; dann erst, wenn diese aus der Welt geschafft ist, wird Friede in Deutschland sein. Man fordert immer für diese Minderheit päpstlicher Unterthanen die gleiche Behandlung wie für die staatstreue evangelische Mehrheit, und verkündet es daneben offen: ein Unterthan des Papstes ist immer und überall wesentlich ein andrer Staatsbürger, dessen Gehorsam gegen seine Obrigkeit nur eine sehr bedingte, vom Befehl eines auswärtigen Souveräns abhängige ist!

Wem das nicht die Augen öffnet über die Gefahren der allezeit angestrebten päpstlichen Weltherrschaft, dem ist nicht zu helfen.

Indessen muß der Jesuit weiter zugeben:

Für das Bestehen der Kirche ist der weltliche Besitz ihres Hauptes nicht unumgänglich notwendig

und:

Die Notwendigkeit weltlichen Besitzes ist kein katholisches Dogma.

Also, wie auch die Geschichte zeigt, kann die katholische Kirche vortrefflich bestehen ohne Kirchenstaat, also bildet der weltliche Besitz des Papstes bei den gläubigen Katholiken in keiner Weise den Gegenstand seines Glaubens. So würde die nichtjesuitische Logik schließen. Allein der Jesuit bringt alles durch ein Hinterthürchen wieder herein, indem er sagt: Ja, für das Bestehen der Kirche ist der weltliche Besitz nicht notwendig, aber für die ungehinderte Bethätigung der vollen Freiheit des Papstes, und so darf „ein Katholik nicht daran zweifeln oder es bestreiten, daß unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen der Besitz des Kirchenstaats notwendig ist, damit der Papst in völliger Freiheit seines Amtes walten könne.“ Er darf nicht daran zweifeln, obgleich es kein Glaubenssatz ist; denn der weltliche Besitz der Päpste steht in einer innern notwendigen Beziehung zu den in Schrift und Tradition geoffenbarten Glaubenswahrheiten, insbesondre zu der, daß dem Papste die Freiheit in der Leitung der Kirche gebühre:

Der Kampf für den irdischen Besitz der Päpste ist somit schließlich und endlich ein Kampf für die Freiheit unsrer Kirche.

Man wird diese Schlußfolgerungen wieder etwas sonderbar finden, angesichts folgender zwei Thatsachen: erstens, der Jesuit hat nirgends beweisen können, daß der Papst ohne Kirchenstaat der Freiheit in Leitung der Kirche ermangle. Die Geschichte zeigt vielmehr an vielen Päpsten, daß der Besitz des Kirchenstaats, die Sorge um seine Verteidigung und Vergrößerung das Papsttum in seiner Freiheit, die Kirche zu leiten, hinderte. Man vergegenwärtige sich Päpste wie Urban VIII. oder den Musterpapst in diesem Stücke, Klemens VII., und sein Verhalten zu Karl V. und der Reformation! Von ihm sagt Baumgarten („Karl V. und die Reformation"):

Er war durchaus in den politischen Bestrebungen seiner Zeit und Heimat, in der Machtlust des Hauses Medici aufgewachsen. Ihm lag freilich nicht wie Leo X. an einer prunkvollen Entfaltung seiner Herrlichkeit, an einer raffinirten Steigerung künstlerischer und litterarischer Genüsse [er fand in den päpstlichen Kassen zu wenig Geld vor und war zu geizig dazu]. . . Es waren lauter kleine, für die Kirche ziemlich gleichgiltige Erwerbungen, aber des Papstes Seele hing nun einmal an diesen Kleinigkeiten. So geschah es, daß er auf die streitenden Mächte nie mit der Autorität eines nur das Wohl der Christenheit bedenkenden Papstes einwirken konnte, vielmehr ihnen stets in dem Lichte eines Mannes erschien, der vor allem den eignen Nutzen suchte. . . Im Herbst 1526 war es dahin gekommen, daß der Kaiser in großen Staatsschriften vor aller Welt über den Papst eine Flut der schwersten Beschuldigungen ergoß, daß er, der Pflichten seines heiligen Amtes vergessend, die Kirche und die Christenheit zerrütte, welche der Kaiser vor ihm schützen müsse.

Und das alles, weil der Papst Beherrscher des Kirchenstaates war!

Zweitens, der Jesuit hat zugegeben, daß die katholische Kirche ohne weltlichen Besitz des Papstes sehr wohl bestehn kann. Er sieht sich also gezwungen, Papst und Kirche einfach als gleichbedeutend anzusehn, um zu der Schlußfolgerung zu gelangen, daß der Kampf für den Kirchenstaat ein Kampf für die Kirche sei. Diese Gleichstellung, die der Urheber des Unfehlbarkeitsdogmas, Pius IX., bekanntlich mit ziemlich nackten Worten ausgesprochen hat, wird wegen der ungeheuern Folgen, die sie hat — der Kulturkampf ist eine Frucht davon —, in der Regel schamhaft verhüllt. Hier ist sie einfach Voraussetzung der ganzen Schlußfolgerung.

Daneben will es nichts besagen, daß zum Schlusse der ganzen Abhandlung noch einmal auf den Beweis aus dem menschlichen Recht hingewiesen wird. Und Redensarten wie „legitimster Fürstenthron Europas," „der Kirchenstaat fleckenlos in seinem Ursprung und rein von jeder Ungerechtigkeit, jeder Gewaltthat" entlocken jedem ein Lächeln, der die Entstehung des Kirchenstaats und die himmelschreienden Sünden seiner Herrscher kennt.

Der Jesuit beschließt seine Artikelreihe mit Jes. 58 Vers 1 und 12: „Rufe, lasse nicht ab, wie eine Posaune erhebe deine Stimme . . . . Und es werden auferbaut werden in dir die Trümmer der Vorzeit; Grundfesten für Geschlecht und Geschlecht wirst du legen und genannt wirst du werden — Wegbahner zum Frieden." Zwischen dem ersten und zwölften Vers stehen aber andre; und werden jene auf das Papsttum angewendet, so höre das Papsttum auch diese: „Laß los, welche du mit Unrecht gebunden hast; laß ledig, welche du beschwerest; gieb frei, welche du drängest; reiß weg allerlei Last. Alsdann wird dein Licht hervorgehn wie die Morgenröte, und deine Besserung wird schnell wachsen, und deine Gerechtigkeit wird vor dir hergehn. Dann wirst du rufen, so wird dir der Herr antworten; wenn du wirst schreien, wird er sagen: Siehe, hier bin ich, so du niemand bei dir beschweren wirst, noch mit Fingern zeigen, noch übel reden. Alsdann wirst du Lust haben am Herrn, und ich will dich über die Höhen auf Erden schweben lassen, und will dich speisen mit dem Erbe deines Vaters Jakob. Denn des Herrn Mund sagt es."

R W-M

Was man vom katholischen Gesellenverein Gutes lernen kann

3. Kolping, der Gründer des katholischen Gesellenvereins

Adolf Kolping war zum Gesellenvater geboren. Armer Leute Kind, unter dem Volk herangewachsen und mit dessen

guten und schlechten Seiten wohl vertraut, entschloß er sich als dreiundzwanzigjähriger Schustergeselle Priester zu werden, in aufrichtigem Leid um die Versumpfung des Handwerkerstandes, hauptsächlich der Handwerksgesellen. Auf kleinen und großen Werkstätten, wo er als der Geschicktesten einer während der dreißiger Jahre in Arbeit stand, machte er gleich betrübte Erfahrungen.

Ich habe selbst tief in den Abgrund geschaut, konnte er später aussprechen, habe auf den größern Werkstätten keinen einzigen ordentlichen, sittenreinen Gesellen angetroffen, aber wahre Ungeheuer von Sittenlosigkeit, und keinen Meister, der sich im mindesten darum bekümmert hätte.

Diesem Elend entfliehen war das eine, was er wollte, aber es hieß zugleich in ihm: Du mußt den Gesellen aufhelfen, koste es, was es wolle! Was ihm sein gutes Herz und sein gerader Verstand sagte, war ein zäher Wille bereit auszuführen. Ein wohlhabender Meister in Köln hätte ihn gern als Schwiegersohn und Erben gesehen, und das schmucke, brave Töchterlein hatte es dem wackern Kolping selbst angethan. Aber eben jetzt bricht er ab und wird Priester. Neben der harten Arbeit des Nachlernens pflegt er einen blatternkranken Schustergesellen und achtet es nicht, daß er selbst darüber krank wird; übermäßiges Arbeiten brachte ihm den Bluthusten und untergrub seine einst so derbe Gesundheit.

Diese — man möchte sagen — rücksichtslose Liebeskraft machte ihn würdig, etwas Großes anzufangen. Dazu kam die Gottesgabe volkstümlicher Rede. Er wetteifert darin mit einem Alban Stolz: alles stand ihm zu Gebot, der schlagfertige Witz und das kräftige, anschauliche Wort, der sinnige Ausdruck und der Glockenton tiefer Gefühle, jedes an seiner Stelle. Meisterhaft verstand er in seinen packenden Reden oder in seinen Kalender- und Zeitungsartikeln so zu predigen, daß es nie langweilig wurde, und vermochte die katholische Saite zu rühren auch bei Fernerstehenden.

Bei seiner Wirksamkeit unter Hoch und Nieder kam ihm ferner seine religiöse Naivität sehr zu statten. Ihn plagten keine Skrupel noch Zweifel; er glaubte auch als studirter Mann an Papst, Heilige, Fegfeuer ebenso kräftig wie einst als Schusterbube. So betrachtete er z. B. als achtundzwanzigjähriger Student auf einer Tirolerreise die krankhaften Erscheinungen der „blutschwitzenden" hysterischen Jungfrauen im Zillerthal mit dem Schauer der Andacht und konnte im Jahre 1862 gelegentlich aussprechen:

Auf dem Papst [Pius IX.!] ruht heute mehr als je die ganze sittliche Weltordnung!

Als die Revolution des Jahres 1848 drohte, war Kolping auf dem Platze. In Elberfeld, wohin der Befehl seiner Obern ihn führte, hatten sich im Jahre 1845 etliche Gesellen zu einer Marianischen Bruderschaft zusammengethan. Ein katholischer Lehrer machte sodann aus dieser streng religiösen Vereinigung ungefähr das, was die evangelischen Jünglingsvereine schon damals im Wupperthale darstellten: neben der Religion, die als Königin über dem Uebrigen thronte, sollten allerlei gute Zwecke, Belehrung, Fortbildung, geordnete Unterhaltung, verfolgt werden. Der Verein hieß sich denn anfangs auch „Katholischer Jünglingsverein," und wenn Kolping später schrieb, dieser Name sei eben „aus den obwaltenden Umständen an Ort und Stelle" zu erklären, so lautet das fast wie eine Entschuldigung.

Kolping wurde im Jahre 1847 Präses dieses Vereins, der sich jedenfalls vom Revolutionsjahr an ausschließlich „Katholischer Gesellenverein" nannte. Als im Jahre 1848 mit erschreckender Klarheit kund wurde, wie viel Gift in die Kreise des arbeitenden Volkes eingedrungen war, warf Kolping, der die Zeit und ihre Not verstand, eine zündende Schrift „Der Gesellenverein" in das katholische Volk, einen Appell hauptsächlich an den Klerus. „Thätige Liebe heilt alte Wunden, bloße Worte mehren nur den Schmerz" lautete das Motto. Wenn das moralische Elend so groß ist, sagt er in dieser Schrift, so beginnen wir wenigstens einmal bei einem Stande mit unsrer Besserungsarbeit! Er als alter Schustergeselle wolle sich der verführten, verachteten Gesellen annehmen, und wie er

sich das denke, das zeige der Elberfelder Verein, ders in zwei Jahren schon zu 250 Mitgliedern gebracht habe. Der Geistliche, „der geborne Volkserzieher,“ solle sichs zur Ehre rechnen, solche Vereine zu gründen und selber zu leiten.

Bald gewann Kolping auch die äußere Bahn frei, um für seine Sache ins Große zu wirken. Er wurde Domvikar in Köln, begann mit sieben Gesellen in einer Schule, hatte bald 200 bei einander und baute nun ein eignes Gesellenhaus, das Muster für die vielen, die seitdem erstanden. Um aber die Hände ganz frei zu haben, begann er die rheinischen Volksblätter und einen Kalender zu schreiben; so konnte er einen Stellvertreter im geistlichen Amt bezahlen und nach und nach halb Deutschland bereisen, um zu pflanzen und zu begießen. Die fünfziger Jahre, bekanntlich überhaupt die Zeit, da der katholische Weizen, auch von der Sonne der Regierungen beschienen, blühte, brachten Kolpings Sache mächtig vorwärts: Köln, München und Wien waren bald die Mittelpunkte für ganze Kreise von Vereinen.

Sehr gesund waren seine Grundsätze über das Anfangen:

> Ein einziges Dutzend tüchtiger junger Leute reicht hin, einen soliden Boden zu schaffen. Nur diese Wenigen recht gepflegt! Wachsen wird das Bäumchen schon, wenn es nur gesund ist!

Die Hauptsache war ihm jedoch überall, aus den Reihen der Geistlichkeit zuerst den rechten Mann zu finden:

> Gebt mir einen guten Präses, und ihr habt einen guten Verein!

Allzu wählerisch in den Mitteln war er hierbei freilich nicht. In München hatte ihm der Erzbischof einen gewissen Mayr genannt. Dem trat Kolping am entscheidenden Abend mit ausgebreiteten Armen entgegen: „Sie sind Präses des Vereins!“ Alle Bedenken wegen Gesundheit und Geschick beschwichtigte er mit der Versicherung, der Posten eines Präses sei ja kinderleicht. Erst als der Mann durch ein Versprechen gebunden war, rückte er tags darauf mit der Schilderung aller Schwierigkeiten heraus.

Trotz allen Erfolgen blieb übrigens Kolping bescheiden. Man wollte einmal ein Hoch auf ihn ausbringen; da gebot er selbst Stille und sprach mit ernster Miene:

> Ich will kein Hoch; wenn etwas Gutes an unsrer Sache ist, so gebet dem da droben die Ehre. Wollt ihr aber für mich etwas thun, so sparet jetzt eure Lungen und bete ein jeder heute Abend ein Vaterunser für mich.

Zu einem solchen Manne faßten denn auch die Gesellen eine fast leidenschaftliche Liebe.

Die ungeheure Arbeitslast drückte zuletzt Kolpings Natur zusammen. Im Jahre 1865 raffte ein Herzleiden den Zweiundfünfzigjährigen weg. Bei seinem Begräbnis trugen 48 Gesellen, Abgeordnete von Vereinen aus allen Gegenden Deutschlands, den Sarg vom Gesellenhause in die Minoritenkirche, wo der Leichnam beigesetzt wurde, und hinter dem Sarge ging der Erzbistumsverweser von Köln; die Gesellen und die Kirche, beide wußten es wohl zu schätzen, was Kolping gewesen und gethan.

4. Schlußwort

Wäre die Frage: Was kann uns ein Lebensbild wie das Kolpings lehren? so wäre die Antwort leicht: Auch das Herz zum Pfande setzen, wenn man aufs Volk wirken will! Aber was können wir von Kolpings Werk, so wie es unter uns fortlebt, lernen? Was wir davon nicht brauchen können und nicht nachmachen wollen, das sagt sich jeder, der evangelische Art von katholischer unterscheiden kann, selbst. Des Guten ist aber auch darin. Vielleicht ists erlaubt, daß ich die speziellen Dinge, die darunter zu rechnen wären, wie Einrichtung von Gesellenhäusern mit Pension, größere Familienabende, möglichst volkstümlich unterhaltende Gestaltung der Erbauungsstunde, nur andeute und bloß den durchschlagenden Punkt ein wenig ausführe. Und der ist: Unsre Jünglingsvereine müssen noch viel mehr die Liebe der Geistlichkeit und damit das Siegel der Kirche gewinnen. Wo es schon so ist, wo der Verein sein Jahresfest in der Kirche hält unter zahlreicher Beteiligung der Gemeinde, wo der Pfarrer seine Ehre darin sucht, seine Kraft diesem Vereine zu widmen, gut. Aber sieht nicht in viel tausend Gemeinden der Pfarrer den Jünglingsverein bloß als Privatunternehmen einiger Liebhaber an, das er vielleicht ab und zu besucht, nur weil die Sache im allgemeinen doch auch in sein Fach einschlägt?

Warum muß in der katholischen Kirche ein Geistlicher Präses sein? Weil vom Pfarrer erwartet werden kann, daß er den weitesten Horizont und besten Verstand hat, wo es geistliche Dinge gilt, weil der Geistliche der unabhängigste Mann sein kann, und weil das Amt als fester Stamm, sobald der Verein solidarisch mit ihm verbunden ist, dessen Fortdauer — menschlich geredet — verbürgt. Das alles gilt vom evangelischen Pfarrer doch auch! Es muß etwas Selbstverständliches werden, daß der Geistliche dem Jünglingsverein vorsteht.*) Dann wird der Jünglingsverein die geordnete Form kirchlicher Fürsorge für unsre männliche Jugend.

Man sagt: Es fehlt dem Geistlichen an Zeit, manchmal auch an Geschick. Die Antwort ist einfach. In der katholischen Kirche stellt man so viel Geistliche an, als man braucht, verlangt die Gehälter für sie und bekommt, was man will; so fällt manchmal auch ein Kaplan ab, der so gut wie ganz dem Gesellenvereine dient. Das wäre für unsre evangelischen Städte auch kein Luxus. Und das Geschick? Nun, der König hat seinen Minister, der katholische Präses seinen Senior. Alles selber thun wollen, ist eine schlechte Weisheit, hauptsächlich wenn andre manches besser können. Hauptsächlich aber: der Umgang mit den jungen Gemütern erzieht auch zur rechten, frischen Art. Es kommt nur darauf an, daß man ihre Liebe erwirbt, dann ist die Autorität da, und wer das Herz hat, bekommt auch das Ohr.

Was Kolping einmal der Geistlichkeit zuruft, wir könntens nicht besser ausdrücken:

> Wohlauf, ihr Brüder, Mitarbeiter im Weinberg des Herrn, rüstig ans Werk! Die Zeit fordert Großes von uns; da ist eine würdige Aufgabe, lasset uns gemeinsam an die Lösung gehn; gemeinsame thätige Liebe verrichtet Wunder.

P W

Rückkehr zu Schiller

Neue Schillerbiographien**)

Bekanntlich giebt es in Deutschland eine Goethegemeinde; auch von einem Goethekultus kann man füglich sprechen. Während jener längst entschwundnen stillen Jahre, wo bei uns die ästhetischen Interessen alle andern aufsogen, ist das Ansehen des „Olympiers“ von Weimar ins Ungeheure gewachsen. Sein Bild erfüllte die Räume der guten Gesellschaft und ließ nur noch für einzelne Komponisten und Musikvirtuosen Raum. Vielen waren seine Werke zur Andachtsquelle, die harmonische Ausbildung seiner Person zum höchsten sittlichen Ideal geworden. Und zahllose geschäftige Hände waren unermüdlich thätig, aus dem alten Schacht immer neue Merkwürdigkeiten emporzufördern und sie in Jahrbüchern und Feuilletons der Bewunderung empfänglicher Geister zu übermitteln. Die andern deutschen Klassiker aber traten völlig in den Schatten.

Daran scheint sich nun neuerdings einiges zu ändern. Erich Schmidt hat die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf Lessing hingelenkt. Herders Werke bietet Suphan in wundervoller Ausgabe, sein Leben hat Haym mit deutscher Gründlichkeit beschrieben. Vor allen aber ist es Schiller, dem unerwartete posthume Huldigungen zu teil werden. Nicht allein die Bühnen, die in der Lage sind, den Forderungen der Theorie ein Opfer zu bringen, auch solche, die mit dem Geschmack des Publikums rechnen müssen, haben seine Stücke neu in Szene gesetzt. Die Meininger haben einst mit der „Jungfrau von Orleans“ erstaunliche Erfolge erzielt. Augenblicklich vergeht in

*) Ohne den Mahnruf an die Geistlichen abschwächen zu wollen, muß ich doch bekennen, daß ich bisher gemeint habe, hier sei ein Gebiet, wo Laien zu kirchlichem Wirken Raum und besondern Beruf hätten. Jedenfalls möchte ich nicht ohne Protest den Geistlichen als selbstverständlichen Vorsteher ausrufen lassen. D H

**) J. Minor, Schiller. Erster Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1890. — O. Brahm, Schiller. Erster Band. Berlin, Wilhelm Hertz, 1888. — R. Weltrich, Friedrich Schiller. Erster Band. Stuttgart, Cotta, 1885.

Berlin fast kein Tag, an dem nicht eins der übrigen Dramen auf den Anschlagssäulen genannt wäre. Selbst „Turandot“ hat wohlwollende und die Laubesche Bearbeitung des „Demetrius“ begeisterte Zuschauer gefunden. Und in einer Frist von fünf Jahren schießen nicht weniger als drei Schillerbiographien, die von Weltrich, Brahm und Minor, auf. Man könnte sich versucht fühlen, geschichtsphilosophische Betrachtungen anzustellen: wenn Goethe der Held einer Zeit war, deren volkswirtschaftliche Anschauungen manchesterlich erschienen und deren Ethik die gesunde Entwicklung des Individuums über alles stellte, so mußte in der Epoche der Sozialpolitik der demokratischere Schiller wieder zu seinem Rechte kommen. Der Theaterdirektor im „Faust“ würde sich freilich begnügen, auf die Neuerungssucht der Menge hinzuweisen.

Von den erwähnten Lebensbeschreibungen ist die von Weltrich die älteste. Der erste Band, der mitten in der Besprechung der Räuber abbricht, ist schon 1885 erschienen. Mit kritischer Sorgfalt paart sich warme Begeisterung und ein frisches, herzhaftes Pathos. Und aus mancher Stelle leuchtet der wohlthuende Stolz des Süddeutschen auf seinen großen Landsmann hervor. So wird die Gestalt des Dichters lebendig vor den Augen des Lesers, der nun auch den vielen eingestreuten Reflexionen willig Gehör schenkt. Die jüngste Arbeit ist die von Minor in Wien; sie verspricht auch die umfangreichste zu werden. Auf 545 Seiten werden die Jahre von der Geburt an bis zur Flucht behandelt, während Brahm bei geringerer Bogenzahl bis zum Abschied von Mannheim gelangt. Und dem ersten Bande sollen noch drei andre folgen. Da keine Phrasen eine künstliche Fülle bewirken, läßt sich ermessen, wie eingehend der Verfasser schildert. Das wird der Fachgelehrte dankbar gutheißen; er wird das „schätzbare Material,“ die gewissenhaften Besprechungen der „Anthologie“ und des „Württembergischen Repertoriums“ zu würdigen wissen; für den Laien wäre am Ende etwas weniger mehr gewesen. Man hat oft darüber geklagt und gescholten, daß das meist gelesene Buch über Goethe von einem Engländer herrühre. Aber wer die vorhandnen Biographien unsrer Klassiker durchgeht — vielleicht von Stahrs „Lessing“ abgesehn —, wird die Erklärung in einem alten und trivialen Satze finden: Die Gabe zu popularisiren, die bei den Franzosen am reichlichsten vertreten ist, zeigt sich nur selten bei uns Deutschen.

Im übrigen trägt Minor — und das gilt in noch höherem Maße von Brahm — mit besonderer Deutlichkeit die Vorzüge moderner exakter Forschung zur Schau, ohne darum die Kehrseiten ganz vergessen zu lassen. Es ist bekannt, daß Ranke für den Historiker eine neue Methode aus gebildet hat. Der Einfluß des Meisters macht sich schon lange auch in der Litteraturgeschichte bemerkbar: man braucht nicht bloß an Scherer und seine Schüler zu denken. Früher, wenn jemand das Leben eines Dichters zu schildern unternahm, entwarf er mit mehr oder minder freier Hand ein Bild von dessen Schicksalen: galt es einen Entschluß zu begründen, eine That zu deuten, so half unter Umständen die Phantasie ein; der Gesamteindruck mußte mangelhafte Daten ergänzen; dann vertiefte man sich in die Werke des Helden, kritisirte sie unter Anwendung einer selbstgeschaffenen oder erborgten Aesthetik und war vor allem bemüht, ihre Schönheiten hervorzuheben und in der Seele des Lesers mächtig nachhallen zu lassen. Heutzutage wird anders verfahren. Seit Hegel tot ist und seine Jünger aussterben, ist alle Konstruktion verpönt. Dagegen werden Archive eröffnet und Familienkorrespondenzen durchstöbert, jede Behauptung aus Akten, Briefen und Zetteln belegt. Soll eine Handlung erläutert, eine Stimmung gekennzeichnet werden, so kann es nur durch authentische, wohl dokumentirte Aeußerungen geschehen. „Da pflegte er wohl zu sagen“, ist eine schon bei Ranke oft wiederkehrende Wendung. Und die Schöpfungen des Dichters genügt es nicht zu analysiren und zu beurteilen: wir werden in die Werkstatt geführt, wo sie entstanden sind, wir sehen sie werden. Nicht allein daß wir von dem Anlaß der Lauraoden erfahren, wir lernen auch die Muster kennen, denen sie nach gesungen sind. Wir hören von den Anfängen der „Räuber“, von den mannichfachen Wandlungen, die sie durchgemacht; wir wissen schließlich, daß das Stück aus Shakespeare und Cervantes, aus

Rousseau, aus Schubart, Klinger, Leisewitz gespeist ist. Feine Unterschiede im Verfahren sind dabei noch immer möglich. Während Minor mehr im allgemeinen die Atmosphäre schildert, innerhalb deren das Drama erzeugt worden ist, weiß Brahm mit beneidenswerter Bestimmtheit anzugeben, welche Elemente auf die eine Quelle und welche auf die andre zurückzuführen sind.

Die ganze Methode hat etwas Blendendes: sie erscheint echt wissenschaftlich! Aber es sei die Bemerkung erlaubt — nescia mens hominum servare modum! —, daß sie nicht sicher ist vor der Gefahr, durch Mißbrauch diskreditirt zu werden. So ein einfaches Wesen ist die menschliche Seele doch nicht, so glatt sind ihre Umrisse nicht, daß sich ein Bild davon mit Mosaiksteinchen zusammensetzen ließe. Es kann geschehen, daß die am tiefsten wurzelnden Charaktereigenschaften sich am seltensten durch Worte kundgeben, sie wollen erraten sein; und ohne alle Intuition wird selbst in den exakten Wissenschaften nichts Tüchtiges geleistet. Und ist denn der Einblick in die Entstehung eines Kunstwerkes wirklich von so ungeheurer Bedeutung für sein Verständnis? Seit die ursprünglichen Gretchenszenen aus dem Faust bekannt geworden sind, ist zwar viel über die Dichtung geplaudert worden; wird sie darum lebhafter, inniger nachempfunden? Gewiß hat sich Lachmann mit seinen kritischen Forschungen um das Nibelungenlied hohe Verdienste erworben; aber auch Vilmars enthusiastische Schilderung des herrlichen Inhalts ist eine unschätzbare That. Man wird einwenden: „Der Laie lese den Poeten selbst!“ Indessen, versteht es denn jeder, zu lesen? Und weist man auf die Bühnen hin — auch sie schauen bereits vielfach mit schielendem Auge auf die historischen Quellen. Die geschichtliche Agnes Sorel mag den Zuckerhut getragen haben, mit dem sie die Meininger bedenken; Schillern hat die Anmutige sicher nicht als Maskenfigur vorgeschwebt. Es mag der Wirklichkeit entsprechen, wenn der Isolani des Berliner Schauspielhauses einen Dialekt verrät, wie wir ihn weit unten im Südosten zu suchen gewohnt sind; jedoch schwerlich hat dies der Dichter gewollt: er hätte sonst wohl selbst den Kroatengeneral reden lassen wie den Soldaten im Lager: „Nix, nix, du willst mich betrügen, Schütz!“ Wozu die halbgelehrte Spielerei? Man gebe uns doch die Gestalten unsrer klassischen Dramen, wie sie vor der begeisterten, in schöpferischer Erregung zitternden Seele des Dichters gestanden haben!

Aber es ist ungerecht, den Biographen für die Fehler des Schauspielers verantwortlich zu machen. Und vergessen wir nicht, daß das Bessere des Guten Feind ist! Wem immer der alte deutsche Idealismus ein teures Kleinod ist, der wird sich über die Wiederbelebung von Schillers edler Figur dankbar freuen. In einer Zeit, wo die Jugend so gern dem Scheine huldigt, hat der Jüngling, dessen schönster Traum es ist, die Wahrheit zu künden, etwas unendlich Wohlthuendes. Wie angenehm sticht von moderner Blasirtheit die holde Begeisterung ab, mit welcher der Regimentsmedikus für die Regungen der ersten Liebe den Grund in der transzendenten Welt, im Himmel selber sucht! Beschämend die Bescheidenheit, die der Dichter der „Räuber“ offenbart in seiner Selbstkritik und in dem „Vorwärts!“, das er sich nach glänzendem Siege mahnend zuruft! Und zu mancherlei Reflexionen über die Bedeutung des Charakters für die Entwicklung des Genies mag der Satz anregen, mit dem Minor die Schilderung der Flucht einleitet: „Talent haben ist eines; etwas an sein Talent wagen, ist ein andres.“

E W M

Ein Studentenbesuch bei Hase

Es war im Sommer des Jahres 1879, das Semester ging zu Ende, die herrliche Jahreszeit lockte zu einem weitern Ausflug, da thaten wir drei Leipziger Studenten, Freund S., Freund K. und ich, uns zusammen, und rasch ging es auf Dampfesflügeln der alten Musenstadt Jena zu. Längst hatte ich die benachbarte Universitätsstadt einmal aufsuchen wollen, denn nichts bereitete mir größeres Vergnügen, als mit hervorragenden Männern der Wissenschaft, deren Namen mir täglich in Buch und Kollegienheft begegneten, persönliche Bekanntschaft zu machen. Vor allem war es einer, auf dessen Person ich brannte, der große Kirchenhistoriker Karl August Hase, mein sächsischer Landsmann.

Verhältnismäßig früh war ich über Hases Bücher geraten. Als Schüler noch waren mir seine drei Bändchen „Streitschriften“ in die Hände gefallen, und wenn ich auch manches darin nicht verstand, so ließ mich doch die feine Polemik und die unnachahmlich geistvolle Schreibart nicht wieder los. Später gesellte sich, ganz abgesehn von „Ideale und Irrtümer,“ noch die „Polemik“ hinzu, an der ich mich weidete, liebe Freunde schenkten mir zu Geburtstagen die „Kirchengeschichte“ und die „Geschichte Jesu,“ und in kurzem hatte ich fast sämtliche Hauptschriften Hases gelesen, und zwar mit einer Begeisterung, wie nicht leicht andre Bücher. Zwar konnte ich dem Meister mit nichten auf allen seinen Wegen folgen: er war ein entschieden freisinniger Theolog, ich aber trug wie heute noch eine stark konservative Ader in mir. Hases Stellung zum Kirchenglauben behagte mir nicht allenthalben, es that mir weh genug, ihn oft gerade in den Hauptlehren eine Haltung einnehmen zu sehen, die der meinigen schnurstracks widerstrebte. Dennoch aber faßte in meinem Gemüt eine ganz wunderbare Liebe zu Hase Wurzel. Wars sein eigenartig fesselnder Stil, wars seine ans Wunderbare grenzende Universalität, wars sein ehrwürdiges Alter, mit dem er aus längstvergangner Zeit, selbst ein Stück Kirchengeschichte, in die Gegenwart hereinragte — ich weiß es nicht: er stand mir unbestritten als der bedeutendste aller lebenden Theologen da, ich mußte ihn sehen.

Am zweiten August war es mir vergönnt, an das Ziel meiner Wünsche zu kommen. Nachdem ich bei einigen andern Professoren ein Kolleg gehört, ging es in die obere Laungasse, wo Hase im eignen Lehrsaale las. Mit einer Art Ehrfurcht betrat ich das geräumige Lehrzimmer, das mit einer großen Zahl Porträts hervorragender Theologen alter und neuer Zeit ausgeschmückt war. Glücklicherweise fand ich Zeit genug, vor dem Anfange der Vorlesung diese gerade für mich hochinteressanten Bilder zu mustern, hier Schleiermacher im Predigerornat, dort den alten Röhr, den Hase einst siegreich zu Boden geworfen, dort Döllinger u. a.; selbst Leo XIII., der damals erst vor Jahresfrist erwählte Papst, fehlte nicht. Diese Bildergalerie an den Wänden war ein Charakteristikum des Haseschen Auditoriums, ganz des großen Historikers würdig. Wie muß sich dort aus diesem Munde neue Kirchengeschichte gehört haben, wenn die Bildnisse ihrer Helden von der Wand herniederschauten!

Allmählich ward es Zeit, daß der Meister erscheinen mußte. Bruder Studio saß auf seinem Posten, die gedruckte Kirchengeschichte aufgeschlagen. Da that sich die Thüre auf, und Hase kam hereingeschritten, damals fast achtzig Jahre alt, aber noch rüstig, mittelgroß, wenig gebeugt, mit vollem weißen Haupthaar, ein Buch in der einen, den Hut in der andern Hand, unter stetem freundlichen Gruße nach rechts und links langsamen Schrittes dem Katheder zuschreitend. Die Vorlesung begann. Ueber sein Blatt gebeugt, das noch immer schöne, wahrhaft würdige Gesicht mit der hohen Stirn nur zuweilen erhebend, sprach er mit ruhiger, leiser, fast sanfter Stimme, sodaß ich anfangs Mühe hatte, ihn durchweg zu verstehn. Er redete über die kirchliche Kunst der nachkonstantinischen Zeit; der Wärme, mit der er sprach, merkte man es ab, daß er eins seiner Lieblingsthemata behandelte. Seinen Vortrag fand ich wunderbar reizvoll. Wie in seinen Büchern, so legte er auch in seiner Vorlesung die Worte auf die Goldwage, wußte aber mit wenig scharfen Strichen so lebensvolle Bilder zu zeichnen, daß man die Dinge, die er schilderte, mit Augen zu sehen glaubte. So sagte er z. B.: „Die altchristlichen Basiliken wurden meist errichtet über den Gräbern der Blutzeugen; die Kirche ist ja auch geistig erbaut über dem Blute der Märtyrer“ — ein Satz, der sich mir durch seinen feinen Gedanken und seine treffende Form wie von selbst wörtlich einprägte. Auch sonst begegneten mir im Verlaufe der Vorlesung manche jener Wendungen, wie sie eben nur Hase zuflossen, dem Manne, der wie kaum ein andrer der Klassiker unter den Theologen genannt werden kann. Nachdem er den Vortrag über dieses Thema, das er mitunter durch flüchtige Skizzen an der Wandtafel erläuterte, geendet hatte, schritt er auf einen Tisch zu und erklärte eine Anzahl kunsthistorischer Bilder, Photographien u. s. w., wie er sie vor jeder Vorlesung aus seinen umfangreichen Sammlungen hier auflegen ließ. Nach einer Weile bestieg er das Katheder von neuem, um einen andern Gegenstand, die Entwicklung der protestantischen Strömung innerhalb der alten Kirche, zu behandeln; aber bald schlug die Stunde, und der Vortrag, dem ich so gern noch lange gelauscht hätte, ward abgebrochen. Wiederum freundlichst grüßend schritt der alte Professor der Thür zu.

Nur noch mehr hatte mich das Kolleg für den großen Historiker eingenommen. Ich faßte den Entschluß, ihn auch in seiner Wohnung zu besuchen. Nicht ohne Scheu betrat ich kurz vor zwölf Uhr die Schwelle seines Hauses in der untern Laungasse. Zwei Treppen hoch in dem Erker fand ich den Eingang zu seinem Arbeitskabinet mit der Aufschrift: Dr. Hase. Als ich eingetreten war, erhob sich der greise Gelehrte von seinem mit Büchern und Schriften reich besetzten Schreibtisch und hieß mich in liebenswürdiger Weise Platz nehmen. Als er mein Begehr vernommen und daß ich nur gekommen sei, um ihm meine Hochachtung und Liebe zu bekunden, da lächelte er freundlich und begann ein muntres Gespräch, in dessen Folge meine Schüchternheit bald völlig verschwand. Er erzählte von seiner Studentenzeit, wie er vor 61 Jahren die Universität Leipzig bezogen, wie er so manchmal zu Fuß das deutsche Vaterland durchwandert habe, wie er von Tübingen nach Sachsen verbannt worden sei und sich nach Dresden gewendet habe. „Dort habe ich meine Dogmatik geschrieben,“ bemerkte er, „und wenn ich mir, aller Geschäfte ledig, einen Aufenthalt wählen sollte, so würde es Dresden sein; das ist ja das Asyl alter emeritirten Herren.“ Als wir von Leipzig redeten, frug er nach dem Konviktorium, in dem einst auch er gegessen. „Zu meiner Zeit herrschte die Sitte, daß immer der jüngste an einem Tische das Fleisch zu schneiden hatte und sich jedesmal das letzte Stück nehmen mußte — zur Selbstkontrolle. Ich war damals lange Zeit der jüngste und habe

diese Praxis lange mitgemacht. Ist es heute auch noch so?“ Als ich es verneinte und davon berichtete, daß jetzt der älteste austeile und das Recht habe, zuerst zuzulangen, erklärte er humoristisch: „Das ist ein Rückschritt, kein Fortschritt, das hat keine psychologische Berechtigung.“ Durch einige Wendungen kam ich auf seine Bücher und sprach von seinem vergriffenen „Leben Jesu.“ Eine neue Auflage dieses berühmten, seit 1829 so viel gebrauchten Lehrbuchs erklärte er nicht zu veranstalten; die neue Litteratur zu ergänzen, sei für ihn zu mühevoll, er müsse das jüngern Händen überlassen. Als ich dagegen sein Erstlingswerk, „Des alten Pfarrers Testament“, erwähnte, das 1824 erschienen, längst vergriffen sei, da sagte er: „Es ist jetzt vergessen; aber das würde ich wieder drucken lassen.“ Von theologischen Namen nannte er besonders einen mit Ehren: Tzschirner. Mit ihm habe er viel verkehrt, weniger als Student denn als junger Gelehrter, namentlich haben seine Predigten mächtig auf ihn gewirkt. Noch jetzt knüpften ihn seine Jugenderinnerungen und seine Verwandten aufs engste an Leipzig. Dabei bekam ich auch schließlich noch einen jener berühmten Haseschen Sarkasmen zu hören. Als ich ein Stipendium erwähnte, in dessen Genuß ich stand, und dessen Stifter dem Nutznießer gestatte, es in Leipzig oder in Jena zu benutzen, da zuckte es in seinen Mundwinkeln, sodaß ich dachte: Was wird nun kommen? Und was kam? „Na, das ist einmal ein vernünftiges Stipendium.“

Ich mochte so etwa ein halbes Stündchen bei ihm gesessen haben, da zog er die Uhr und fügte hinzu: „Sie verzeihen, ich habe jetzt eben Sitzung im Senat.“ Ich stand auf und zog ein schönes, treffend ähnliches Bildnis des greisen Meisters, das ich mir tags zuvor gekauft hatte, mit der Bitte aus der Tasche, es mit Namensunterschrift zu versehen. Mit festen Zügen schrieb mir Hase seinen Namen. Ich verabschiedete mich rasch mit Wort und Hand und suchte die Freunde auf, denen ich den „Besuch bei Hase“ haarklein erzählen mußte; und als wir drei des Nachmittags auf den Fuchsturm stiegen, da war natürlich ich der glücklichste von allen, denn ich war ja des Morgens bei dem alten Kirchenrat gewesen. Das Bild aber mit der Unterschrift hängt nun seit elf Jahren in meinem Zimmer und erinnert mich allezeit lebendig an jene für mich unvergeßlichen Stunden, da ich das teure Original hören und sehen durfte.

Mit besondrer Wehmut habe ich in diesen Tagen mein Bildnis angeschaut; denn den es darstellt und der es einst in seinen Händen hielt, dem ich in fast schwärmerischer Liebe einst ins Auge geschaut — er ist tot, er ist heimgegangen! Am dritten Januar, in der Morgenfrühe eines neuen Jahres, des Jahres, das ihm selbst den neunzigsten Geburtstag bringen sollte, ist er heimgegangen aus dem Lande der Ideale und Irrtümer in das Land, wo das uns winkt, was wir hier erstreben und ersehnen. Der Nestor unter den Theologen, wie er es schon vor zehn Jahren war, ist geschieden.

In der gesamten deutschen Theologenwelt hat sein Tod le[illegible] der Teilnahme gefunden. Nicht bloß seine theologischen Gesinnungsgenossen, die wir auf dem Boden der Vermittlungstheologie zu suchen haben, auch solche, die in dogmatischen Dingen eine wesentlich andre Ueberzeugung vertreten, sogenannte positive Theologen bis herab zu den strengsten Konfessionalisten, widmen ihm ehrende Worte der Pietät und liebevollen Angedenkens. Und mit Recht; denn sein Tod ist ein Ereignis in der Geschichte der Theologie. Hase war nicht ein Professor wie andre auch, ein Professor, der sich nur etwa dadurch ausgezeichnet hätte, daß er einige Bücher geschrieben und sechzig Jahre auf seinem Katheder gesessen hat. Er war ein Theolog, der die moderne Wissenschaft wesentlich mit begründete, ein Mann, welcher der Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts manchen neuen Weg gewiesen hat. Welches sind diese neuen Wege?

Zuerst hat die Kirche und die Theologie aller Richtungen nie zu vergessen, daß es Hase war, der in seiner „Gnosis“ eine tiefere Ansicht vom christlichen Glauben bot, als es die Dogmatiker der Rationalisten alle miteinander zu thun vermochten, und der in seinem Streite mit Röhr den sogenannten Vulgärrationalismus endgiltig wissenschaftlich überwand. Das allein sichert ihm eine Stelle im dankbaren Gedächtnis der evangelischen Kirche. Aber es tritt noch mehr hinzu. Hase mit seinem stark entwickelten historischen Sinn ist einer von denen gewesen, die mitten in einer rationalistisch verwässerten Zeit kräftig auf die Ursprünge der evangelischen Kirche und die dort verborgnen Glaubensschätze hinwies. Sein „Hutterus Redivivus“, dessen Form andre Theologen dann einfach herübernahmen, und seine musterhafte Ausgabe der symbolischen Bücher unsrer Kirche sind des Zeugen. Von den theologischen Disziplinen, die er neu begründete oder neu belebte und zugleich selbst auf das Würdigste und Grundlegendste vertrat, nenne ich das „Leben Jesu“ und die „Polemik.“ Endlich aber hat er, und das ist nicht sein geringstes Verdienst, als einer der ersten es trefflich verstanden, durch seine bekannten unvergleichlich geistvollen kirchenhistorischen Arbeiten von dem letzten großen Werke an bis herab zu den „Neuen Propheten“ und den „Rosenvorlesungen“ die Gebildeten für Kirche und Christentum zu interessiren.

Es liegt mir hier gänzlich fern, eine Würdigung des Theologen Hase zu liefern.*) Aber das sei ausgesprochen, daß eine Gestalt, wie er es war, nur mit den größten Theologen aller Zeiten verglichen werden kann, Schleiermacher, Tholuck, Nitzsch, v. Hofmann, Ritschl. Es liegt im Wesen dieser Männer, daß sie die ganze evangelische Theologie und Kirche befruchteten; je größer ein geistiger Führer, um so mehr

*) Eine eingehende Würdigung von Hases Gesamtpersönlichkeit folgt noch. D. H.

haben alle etwas von ihm und an ihm. Und so dürfen wir wohl auf den großen Theologen und christlichen Charakter, sowie den hochbedeutsamen deutschen Schriftsteller anwenden, was er selbst einmal von unserm Reformator gesagt hat: „Solch ein Mann gehört nicht einer Partei an, sondern dem deutschen Volke und der Christenheit." F B

Kunst

(Der Verein für religiöse Kunst in der evangelischen Kirche) giebt in seinem Berichte für die Geschäftsjahre 1886/88 eine beachtenswerte Uebersicht seiner Thätigkeit. Acht Altarbilder sind mit Hilfe des Vereins vollendet, außerdem für einen Altar plastischer Schmuck geliefert worden. Ganz besonders umfangreich waren die Anschaffungen würdiger Kirchengeräte, Leuchter, Taufbecken, Kommuniongeräte; der Gesamtwert der durch den Verein vermittelten Aufträge beläuft sich auf etwa 13000 M., wozu durch die Vereinskasse 4808 M. beigesteuert wurden. Außerdem wurde in 71 Fällen über die verschiedensten Fragen, die Ausstattung der Kirchengebäude u. s. w. betreffend, Rat erteilt.

Die Auswahl der zur Verwendung gelangten künstlerischen Kräfte zeigt entsprechend den vorhandnen Geldmitteln das Bestreben, auf alle Fälle Gutes zu geben, wo das Beste nicht zu erreichen war. Gegen die Bevorzugung der in der evangelisch-kirchlichen Kunst durch Pfannschmidt vertretenen Richtung läßt sich kaum etwas einwenden. Innerhalb der Gemeinde wird diese Nachblüte der Romantik trotz ihrer innern Unselbständigkeit immer noch am meisten Aussicht auf ein entgegenkommendes Verständnis haben, so lange die eigentlich moderne Kunst gerade gegenüber religiösen Gegenständen noch ganz besondern Schwankungen des Ausdrucks unterworfen ist.

Als besonders dankenswert verdient der Versuch hervorgehoben zu werden, durch Abkommen mit einer Reihe von Kunstverlagsanstalten guten Bildern den Zugang auch in die niedern Schichten der Bevölkerung zu öffnen und zu erleichtern. Wir können es nur mit Freuden begrüßen, daß dabei auch der an die gesunden technischen Traditionen des sechzehnten Jahrhunderts sich anschließende neuere deutsche Holzschnitt, Sachen von Schnorr, Führich, L. Richter, Pletsch u. a., in seiner besondern volkstümlichen Bedeutung gewürdigt und zur Verbreitung mit herangezogen worden ist. H Wzſ

(Geschichte der deutschen Kunst) Unter den verschiednen neuerdings erschienenen Bearbeitungen einer Geschichte der deutschen Kunst von ihren ersten Anfängen bis auf unsre Zeit ist die jüngst von W. Lübke vollendete (Stuttgart, Verlag von Ebner und Seubert, 1889; gr. Oktav; geb. 20 M.) die am wenigsten umfangreiche. Trotzdem giebt sie das Wissenswerte in ansehnlicher Fülle, begleitet von Illustrationen, deren Brauchbarkeit eher über als unter dem bei uns für solche Zwecke üblichen, freilich bescheidnen Durchschnittsmaße steht. Zahlreiche Litteraturnachweise, die gewiß Vielen willkommen sein werden, dienen zur Bereicherung des Textes.

Individuelle Bestimmtheit des Urteils und eine gewisse Nüchternheit der Rede, wo es sich um rein sachliche Dinge handelt, werden bekanntlich, namentlich von seiten der Praktiker, bei dem Verfasser häufig vermißt, doch ist keine Frage, daß das weitverbreitete kunstgeschichtliche Interesse der Gegenwart seinen Schriften reiche Anregung verdankt und es gereicht ihm in dieser Hinsicht kaum zur Unehre, als Kunstschriftsteller einer der zur Zeit am meisten gelesenen zu sein. Als ein handlicher und sachkundiger Wegweiser dürfte sich auch sein neuestes Werk gleich den frühern bewähren und zugleich, nicht zum wenigsten vielleicht in theologischen Kreisen, einem thatsächlichen praktischen Bedürfnis entgegenkommen. H Wzſ

Verschiedenes

(Gerok †) Die württembergische Nachtigall hat aufgehört zu schlagen. Am 14. Januar starb in Stuttgart der Oberhofprediger, Oberkonsistorialrat und Prälat D. Karl Friedrich von Gerok, geboren am 30. Januar 1815 zu Vaihingen an der Enz. Seine Predigten und Lieder werden im evangelischen Deutschland noch lange fortleben R

(Die dritte Lesung des Hueneschen Antrags) der die Theologen von der allgemeinen Wehrpflicht ausschließen wollte, endete mit dem Beschlusse, die Bestimmungen dieses Gesetzentwurfs nur auf die römisch-katholischen Theologen zu beschränken. Die Entscheidung geschah mit 121 gegen 89 Stimmen. Wir kommen auf die Verhandlung zurück, sobald wir den stenographischen Bericht in Händen haben. Das Erfreulichste an der Abstimmung ist, daß der Reichstag sich endlich einmal in einer wichtigen Frage von der sonst üblichen sinnlosen Handhabung des Paritätsprinzips losgemacht hat. R

(Einstimmiger Beschluß der hessischen Landessynode) In der gegenwärtig tagenden vierten ordentlichen evangelischen Landessynode des Großherzogtums Hessen ist von mehreren Abgeordneten folgender Antrag eingebracht worden:

„Die Synode ersucht Großherzogliches Oberkonsistorium, bei Großherzoglicher Staatsregierung unter Geltendmachung des gegenwärtigen Beschlusses darauf hinzuwirken, daß, falls der Reichstag eine Möglichkeit der Befreiung der evangelischen Theologie-Studierenden vom Militärdienst in irgend einem deren Gleichstellung mit den übrigen Deutschen aufhebenden Maße beschließen sollte, einem solchen Beschlusse vom Bundesrat die verfassungsmäßige Zustimmung versagt werde."

Der Antrag wurde in der Sitzung vom 8. Januar für dringlich erklärt und, nachdem Oberkonsistorialpräsident Goldmann erklärt hatte, daß das Oberkonsistorium mit ihm in jeder Beziehung einverstanden sei, ohne Diskussion einstimmig angenommen. S-E

(Kultusfreiheit in den deutschen Schutzgebieten) Der in Nr. 1, Spalte 20 ff. dieses Jahrganges gekennzeichnete Windthorstsche Antrag, der in Ausdehnung der Kongoakte auf die deutschen Schutzgebiete allen Kulten gleiche Freiheit gesetzgeberisch sichern wollte, ist gleich dem Antrag Huene in der Sitzung vom 18. dieses Monats bei seiner dritten Lesung gefallen. Leider hat auch der Antrag Stöcker, „unter Ablehnung des Antrages Dr. Windthorst die verbündeten Regierungen zu ersuchen, Maßregeln zu treffen, durch welche bei Festhaltung des Grundsatzes der Parität das gleichzeitige Wirken von Missionaren verschiedner Konfession in denselben Bezirken möglichst verhütet wird," keine Annahme gefunden. Etwa nur deshalb, weil es eben ein Antrag Stöcker war? Denn in der Sache begründet und höchst vernünftig ist diese Forderung. R

Quittung

Für von Bodelschwinghs Anstalten in Bethel: 10 Mark von T G, Tzschöpeln.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Schadwalde bei Marienburg in W.-Pr.: 2 Mark von demselben.

Für die evangelische Erziehungsanstalt Godesberg am Rhein: 7,25 Mark Honorarverzicht eines Mitarbeiters; 2 Mark von T G, Tzschöpeln.

Für die evangelische Kirche in Drahomischl, Oest.-Schlesien: 2 Mark von demselben.

Für die evangelische Gemeinde Sofia in Bulgarien: 10 Mark Honorarverzicht eines Mitarbeiters; 2 von T G, Tzschöpeln.

Für die evangelische Mission in Kamerun: 20 Mark von P K, Bonn; 5 von T G, Tzschöpeln.

Für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika: 20 Mark von M B, Danzig; 14 von T G, Tzschöpeln; 10 von K M, Gießen.

Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein Evangelischer Pfarramtskandidat, s. 1½ Jahr Hauslehrer, gut empfohlen, sucht eine neue Stellung in Kirche, Schule oder Haus. Offerten sub **Z. A. 90** in die Expedition dieses Blattes.

Cand. theol.,

Sachse, z. Z. in Kirchl. Vorbereitungsdienst und dabei auch in der Volksschule thätig, sucht ab Ostern Stellung als Pfarrverweser, Vikar &c. oder als Instituts- oder Hauslehrer. Empfehlungen stehen zur Seite. Gefl. Offerten erb. an Diak. Lic. Dr. Buchwald-Zwickau, w. zu jeder weiteren Auskunft erbötig ist.

„Rheinisch-Westfälisches Gustav-Adolf-Blatt"

(34. Jahrgang; gegenwärtige Auflage 20000)

im Auftrage der Hauptvereine von Rheinland und Westfalen herausgegeben von Pastor Terlinden in Duisburg, vom Zentralvorstand der Gust.-Ad.-Stiftung wiederholt warm empfohlen, bringt Mitteilungen aus der Diaspora sowie Beiträge zur konfessionellen Auseinandersetzung der Gegenwart (Reicher Schotte, Luthers Tod, Reisebilder aus Italien, Römische Wiedertaufe, Fegfeuer u. a.) und kostet bei der Post (Nr. 5129) jährlich 1 M.; bei direkter Bestellung beim Herausgeber, monatlich frei zugesandt, **nur 60 Pfg. im Jahre.** Bei größren Bestellungen wesentliche Preisermäßigung. Anmeldung zum Abonnement jederzeit mit Nachlieferung der erschienenen Nummern.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig